

Einfluß der Familie auf die Geschlechtsrollenverteilung

Ein Forschungsbericht mit erweitertem bibliographischem Anhang

Hartmut Kasten

ifb - Materialien 1995,4

Bamberg, 2022

STAATSINSTITUT FÜR
FAMILIENFORSCHUNG
AN DER
UNIVERSITÄT BAMBERG



Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk steht unter der CC-Lizenz CC-BY.

Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.



URN: [urn:nbn:de:bvb:473-irb-543222](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:473-irb-543222)
DOI: <https://doi.org/10.20378/irb-54322>

1. Psychologische Theorien der Geschlechtsrollenentwicklung

Die Theorien der Psychologie, die sich mit der Ausdifferenzierung und Festigung von geschlechtsspezifischem Verhalten befassen, erstrecken sich schwerpunktmäßig auf die Entwicklungsstufen Kindheit und Jugend (vgl. Trautner 1981). Vernachlässigt werden häufig die biologischen und soziologischen Einflußfaktoren, obwohl deren Bedeutung für die Geschlechterdifferenzierung keineswegs in Abrede gestellt wird.

Im wesentlichen lassen sich **vier psychologische Theorien** der Entwicklung von Geschlechtsunterschieden von jeweils begrenzter Reichweite aufzeigen, die Bekräftigungstheorie, die Imitationstheorie, die Identifikationstheorie und die kognitive Theorie. Eine noch nicht ausgearbeitete und natürlich auch noch nicht überprüfte integrative Theorie müßte die brauchbaren Elemente der vier Teiltheorien in sich aufnehmen und den eigenen Geltungsbereich Stück für Stück zu erweitern versuchen.

(a) Die Bekräftigungstheorie (z.B. Fagot & Patterson, 1969) behauptet, daß geschlechtsspezifisches Verhalten dadurch zustandekommt, daß Jungen und Mädchen schon im Kleinkindalter für Verhaltensweisen, die ihrem Geschlecht angemessen sind, bekräftigt werden, d.h. Lob, Zustimmung, Anerkennung oder Belohnungen erhalten. Dagegen werden unangemessene, dem anderen Geschlecht zuzurechnende Verhaltensweisen nicht bekräftigt und im günstigen Falle lediglich ignoriert; häufiger jedoch erfolgen Mißbilligung, Kritik, Vorenthaltung von Privilegien, Liebesentzug oder andere negative Sanktionen, also unterschiedliche Formen von Bestrafung. Im wesentlichen geht die Bekräftigungstheorie von folgenden drei Annahmen aus:

(1) Von Jungen und Mädchen wird schon im Kleinkindalter unterschiedliches Verhalten erwartet (vgl. Fagot 1978): ein "richtiger" Junge weint nicht, wehrt sich, setzt sich durch, wenn es um sein Recht geht. Bei einem Mädchen dagegen werden Tränen toleriert, es braucht sich nicht unbedingt zu wehren und anderen gegenüber behaupten, im Gegenteil: Nachgiebigkeit, Weichheit und Anpassungsfähigkeit sind Eigenschaften, die von ihm erwartet werden.

(2) Eltern und andere Bezugspersonen verhalten sich Jungen und Mädchen gegenüber unterschiedlich (vgl. Birns 1976). Jungen werden z. B. ermuntert, keine Schwäche zu zeigen, hart zu sein gegen andere und sich selbst, sich zu behaupten und zu wehren und sich durchzusetzen, wenn sie etwas wollen; auch aggressives Verhalten wird bei ihnen eher geduldet als bei Mädchen. Mädchen werden bekräftigt und gelobt, wenn sie brav und folgsam sind und sich "mädchenhaft", z. B. also gesittet und ordentlich, anschiemig und gefühlsbetont verhalten.

(3) Jungen und Mädchen werden durch das unterschiedliche Verhalten ihrer Bezugspersonen in jeweils unterschiedlicher Richtung beeinflusst: Jungen lernen, sich wie Jungen zu benehmen - Mädchen lernen, sich wie Mädchen zu benehmen (vgl. Block 1976).

Auch wenn seit ein paar Jahrzehnten die Zahl der Eltern zunimmt, die es ablehnen, ihre Kinder nach den überlieferten Geschlechtsrollenklischees zu erziehen und eine gewisse Angleichung der Geschlechter für erstrebenswert halten (was in einer Reihe von Studien belegt wird), so finden sich doch in einigen Untersuchungen Belege dafür, daß die vorangehend angeführten Annahmen zumindest teilweise oder eingeschränkt zutreffen. Nach wie vor lassen sich in der Art und Weise, wie Kleinkinder gekleidet werden (Mädchen in Rosa und Kleidchen, Jungen in Hellblau und Hosen), im Spielzeug, das sie geschenkt bekommen (Mädchen erhalten Puppen und Puppenzubehör, Malstifte und Bastelutensilien, Jungen Autos, Konstruktions- und Experimentierspiele), in den Büchern, die ihnen angeboten werden (Mädchen lesen Pferdegeschichten, Jungen Erzählungen über Cowboys und Indianer) recht deutlich geschlechtsspezifische Rollenerwartungen nachweisen. Zu belegen ist auch, daß Mütter wie Väter bei ihren Söhnen leistungsorientiertes und Wettbewerbs-Verhalten stärker unterstützen als bei ihren Töchtern. Diese werden häufiger für Sauberkeit und Ordentlichkeit bekräftigt und wenn sie braves, angepaßtes Verhalten zeigen. Eltern sind ihren Töchtern gegenüber zärtlicher, liebevoller und gefühlsbetonter, von ihren Söhnen erwarten sie Affektkontrolle und Unabhängigkeit; die Söhne werden auch insgesamt häufiger bestraft. Töchter werden stärker kontrolliert und dadurch in ihren Unternehmungen und ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. In einigen Studien finden sich auch Bestätigungen für die Annahme, daß Eltern auf das von ihren männlichen und weiblichen Kindern gezeigte Verhalten unterschiedlich reagieren. Dies trifft weniger stark zu auf Verhaltensweisen, die für Jungen und für Mädchen vom Geschlechtsrollenklischee her ohnehin zu erwarten sind - Jungen sind aggressiver und ungestümer, Mädchen gefühlsbetonter und nachgiebiger - läßt sich aber deutlicher nachweisen in Verhaltensbereichen, die von den Eltern nicht als zur traditionellen Geschlechtsrolle zugehörig erlebt werden. Dazu gehört z. B. der Bereich "um Hilfe und Unterstützung bitten": Gezeigt werden konnte, daß Mädchen ihre Eltern viel häufiger als Jungen um Hilfe baten und daß Eltern ihren Töchtern auch öfter, ihren Söhnen seltener Hilfe und Unterstützung gewährten (z.B. Fagot 1978).

Für die Annahme, daß die zwischen Mädchen und Jungen beobachteten Verhaltensunterschiede tatsächlich entstanden sind, weil diese von ihren Eltern auf unterschiedliche Weise behandelt wurden, gibt es kaum bestätigende Untersuchungen. Das hängt damit zusammen, daß sich der ursächliche Zusammenhang zwischen registrierten Geschlechtsunterschieden im Verhalten und vorangegangener elterlicher Bekräftigung sich wissenschaftlich exakt nur schwierig nachweisen läßt. In den meisten Untersuchungen werden die Eltern lediglich zu ihrem Erziehungsverhalten befragt, sodaß die von den Eltern beschriebenen Zusammenhänge zwischen dem eigenen Erziehungsstil und dem geschlechtsspezifischen Verhalten ihrer Kinder auch mit anderen Ursachen in Verbindung gebracht werden können, z. B. angeboren sind oder von etwas älteren gleichgeschlechtlichen Vorbildern übernommen wurden. Um tatsächlich Ursache-Wirkung-Zusammenhänge zu

belegen, müßten Eltern und Kinder in ihrer natürlichen Umgebung über längere Zeit immer wieder beobachtet werden (vgl. Trautner 1981). Nur so ließe sich demonstrieren, daß bei den Kindern registrierte Veränderungen im geschlechtsspezifischen Verhalten auch wirklich zustande gekommen sind, weil sie in der Vergangenheit von ihren Eltern regelmäßig auf unterschiedliche Weise behandelt wurden.

Insgesamt betrachtet finden sich für die Bekräftigungstheorie in der psychologischen Forschung durchaus widersprüchliche Befunde, die ihre Gültigkeit stark einschränken (vgl. Fagot & Leinbach 1993): Es gibt zwar Hinweise darauf, daß für Jungen und Mädchen unterschiedliche Geschlechtsrollen-Erwartungen existieren. Daß solche Erwartungen das elterliche Erziehungsverhalten steuern und sich dieses direkt auswirkt auf das kindliche geschlechtsspezifische Verhalten, ist nicht sicher. Weiter finden sich deutlich mehr Untersuchungen, die untermauern, daß Eltern ihre männlichen und weiblichen Kinder recht ähnlich behandeln als Untersuchungen, die belegen, daß Eltern sich ihren Söhnen und Töchtern gegenüber unterschiedlich verhalten (vgl. Merz 1979).

Im Widerspruch zur Bekräftigungstheorie scheint auch die Beobachtung zu stehen, daß Kleinkinder zu schreien aufhören, wenn sie Zuwendung erhalten. Denn aus Sicht der Bekräftigungstheorie müßte das Schreien durch Zuwendung ja belohnt und damit verstärkt werden.

Auch dadurch, daß sich die bisherige Forschung schwerpunktmäßig auf die Befragung von Müttern beschränkte, die der Mittel- oder Oberschicht angehören, und Väter und Angehörige unterer Sozialschichten bis dato kaum einbezogen hat, können möglicherweise Ergebnisse zutage gefördert worden sein, die der Bekräftigungstheorie widersprechen. Eine Reihe von Befunden untermauert z.B., daß insbesondere Väter der Unterschicht ausgeprägt traditionell orientiert sind, besonders stark zu Geschlechtsrollenklischees neigen und von ihren Söhnen und Töchtern fordern, sich "anständig und wie es sich nun einmal gehört" zu benehmen.

Die bekräftigungstheoretische Forschung befaßte sich vor allem mit drei Bereichen geschlechtsspezifischen Verhaltens: Abhängigkeitsverhalten, aggressives Verhalten und Spielverhalten. Verallgemeinerungen auf andere Bereiche geschlechtstypischen Verhaltens sind dadurch nur sehr eingeschränkt möglich.

(b) Die Imitationstheorie (vgl. Bandura 1971, Mischel 1970, 1976, Eagly 1987)

geht davon aus, daß Jungen und Mädchen für ihr Geschlecht typisches Verhalten dadurch erwerben, daß sie gleichgeschlechtliche Modelle beobachten und deren geschlechtsangemessenes Verhalten nachahmen und übernehmen. Eine wichtige Rolle spielt dabei - und hier trifft sich die Imitationstheorie mit der Bekräftigungstheorie -, ob das beobachtete Modellverhalten erfolgreich oder erfolglos ist, auf Anerkennung oder Kritik stößt, belohnt oder bestraft wird: nachgeahmt wird vor allem das erfolgreiche Modellverhalten. Das gilt z. B. in besonderem Maße für aggressives Verhalten, wie in einer Reihe von experimentellen Untersuchungen schon in den sechziger Jahren gezeigt werden konnte (z.B. Bandura &

Walters 1963). Kinder imitieren aggressives Verhalten eher, wenn es von Modellen demonstriert wird, die in ihren Augen hohen Status besitzen (Eltern, ältere Kinder des eigenen Geschlechts) und wenn das Modellverhalten erfolgreich ist bzw. nicht bestraft wird (z.B. Bandura et al. 1961). Gezeigt wurde aber auch, daß eine gewisse Bereitschaft zur Nachahmung von aggressivem Verhalten selbst dann angebahnt wird, wenn das Modell nur einen niedrigen Status innehat und für seine Aggressivität bestraft wird.

Konkret angenommen wird, daß Jungen ihre Väter bzw. andere männliche Vorbilder, Mädchen ihre Mütter bzw. andere weibliche Vorbilder nachahmen. Unterstellt wird dabei dreierlei: 1) Kinder haben faktisch häufiger Gelegenheit, gleichgeschlechtliche Modelle zu beobachten; 2) sie sind von sich aus eher bereit, ein gleichgeschlechtliches Modell nachzuahmen als ein gegengeschlechtliches; 3) am häufigsten nachgeahmt während der Kindheitsjahre wird der gleichgeschlechtliche Elternteil (vgl. Trautner 1981).

Diese drei Annahmen werden durch die Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen nur teilweise bestätigt. In der frühen und mittleren Kindheit werden in unserem Kulturkreis Jungen und Mädchen häufiger und länger betreut von weiblichen Bezugspersonen (Mütter, Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen). Trotzdem übernehmen Jungen auf dieser Altersstufe nicht schwerpunktmäßig weibliche Verhaltensweisen. Man kann davon ausgehen, daß in der späteren Kindheit und im Jugendalter zumindest in Deutschland und in anderen westlichen Industrieländern Jungen und Mädchen in annähernd gleicher Weise Gelegenheit haben gleich- bzw. gegengeschlechtliches Modellverhalten zu beobachten. Daß sie trotzdem dazu neigen, gerade während der späten Kindheits- und Pubertätsjahre, sich vom anderen Geschlecht abzugrenzen und die wesentlichen Merkmale des dem eigenen Geschlecht angemessenen Verhaltens allmählich zu übernehmen, kann die Imitationstheorie nicht befriedigend erklären. Zweifellos ist es so, daß in der späten Kindheit geschlechtsspezifische Verhaltensmuster und Interessen im Ansatz bereits ausgebildet worden sind. Sie können daher als Grundlage aufgefaßt werden für die in diesem Alter zunehmend häufiger zu registrierende Neigung, sich bevorzugt auf gleichgeschlechtliche Kontakte zu beschränken.

Forschungsbefunde belegen weiter, daß Kinder (Jungen stärker als Mädchen) erst mit ungefähr sechs Jahren damit beginnen, eine Vorliebe für gleichgeschlechtliche Modelle zu entwickeln. Nach L. Kohlberg (z.B. 1974) müssen Kinder zunächst ein Bewußtsein der eigenen unveränderlichen Geschlechtsidentität aufgebaut haben, ehe sie in der Lage sind, ihrem Geschlecht angemessene Verhaltensweisen auszuwählen und zu übernehmen. Daß Jungen früher als Mädchen in ihrer Geschlechtsrolle gefestigt sind, obwohl sie insbesondere in den ersten sechs Lebensjahren in der Regel seltener Umgang mit männlichen Modellen haben, kann von einer reinen Imitationstheorie ebenfalls nicht befriedigend erklärt werden.

Auch für die Behauptung der Imitationstheorie, daß Söhne schwerpunktmäßig ihre Väter, Töchter schwerpunktmäßig ihre Mütter nachahmen, finden sich nur wenig bestätigende Forschungsergebnisse. Kinder übernehmen von beiden Elternteilen Modellverhalten und ähneln somit sowohl dem Vater wie der Mutter.

Trotzdem läßt sich zusammenfassend festhalten, daß die Imitationstheorie zur Erklärung der Ausbildung geschlechtstypischen Verhaltens durchaus nützlich sein kann, wenn sie in Kombination mit anderen theoretischen Konzepten verwendet wird und in ihrem Geltungsanspruch eingeschränkt wird auf bestimmte Altersphasen und besondere Lernsituationen.

(c) Die Identifikationstheorie (z.B. Zahlmann-Willenbacher, 1979)

nimmt an, daß den sogenannten Primärbeziehungen eine zentrale Bedeutung bei der Ausbildung geschlechtsspezifischen Verhaltens zukommt: Im Laufe der ersten Lebensjahre entwickelt sich zwischen Kindern und ihren wichtigsten Bezugspersonen (in der Regel die Mutter und der Vater) eine intensive gefühlsmäßige Beziehung und Bindung. Diese Beziehung ist Grundlage und Anlaß dafür, daß sich das Mädchen mit der Mutter, der Junge mit dem Vater "identifiziert", d. h. sich innerlich mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil als identisch (oder zumindest sehr ähnlich) erlebt (aus psychoanalytischer Sicht vgl. dazu Benjamin 1991). Das Gefühl des Gleichseins bewegt den Jungen bzw. das Mädchen dazu, vom Vater bzw. der Mutter in umfassender Weise innere Einstellungen und Werthaltungen und äußere Verhaltensmuster zu übernehmen. Es ist trivial darauf hinzuweisen, daß Kinder i. a. zu beiden Elternteilen eine enge Gefühlsbeziehung entwickeln, zur Mutter möglicherweise eine noch engere als zum Vater, weil sie - im Regelfall gilt dies auch noch heutzutage und insbesondere für die ersten Lebensjahre - die für Versorgung, Betreuung und Erziehung zuständige Hauptbezugsperson für Jungen und Mädchen darstellt. Die Identifikationstheorie tut sich schwer plausibel zu machen, wieso es angesichts dieser Tatsache dazu kommen soll, daß sich Söhne stärker mit ihren Vätern, Töchter stärker mit ihren Müttern identifizieren.

Auch die präzise Abgrenzung von Identifikation und Imitation erweist sich als schwierig und eigentlich nur vom Standpunkt des Theoretikers als sinnvoll. In der Praxis beobachtet wird in beiden Fällen eine Art von Angleichung des Kindes an seine Bezugsperson. Identifikationstheoretiker gehen davon aus, daß bei Vorliegen einer Identifikation nicht nur ein spezielles äußeres Verhalten nachgeahmt und übernommen wird, sondern gleichzeitig und zusätzlich auch die entsprechenden inneren Gefühlshaltungen und Wertorientierungen.

Aus Sicht der Identifikationstheorie müßten Jungen größere Probleme beim Aufbau einer konsistenten Geschlechtsrolle erleben als Mädchen (vgl. Katz & Boswell 1984): Jungen müssen sich nämlich zuerst von ihrer primären Bezugsperson der frühen Kindheit, der Mutter, ablösen, welche gleichzeitig auch ihr Identifikationsobjekt war, und zum Vater, der nicht selten weniger fürsorglich und liebevoll, dafür autoritärer und strenger ist als die Mutter, überwechseln. Warum sollten sie dies überhaupt tun? Und wie läßt sich dann erklären, daß es Jungen in der Regel schneller und früher schaffen, eine stabile Geschlechtsrolle aufzubauen?

Betrachtet man den gegenwärtigen Forschungsstand, so fällt zunächst ins Auge, daß für die von der Identifikationstheorie unterstellte größere Ähnlichkeit zwischen Vätern und Söhnen bzw. Müttern und Töchtern die wissenschaftlichen Belege fehlen. Es gibt keine Anhaltspunkte

dafür, daß sich zwischen gleichgeschlechtlichen Eltern-Kind-Paaren häufiger und in größerem Umfang Ähnlichkeiten ausbilden als zwischen ungleichgeschlechtlichen Paaren. Daß es im Laufe der Entwicklung zu Identifikationen kommt, im Sinne des sich wechselseitig aufeinander Beziehens und des sich dadurch einmal mehr, einmal weniger ähnlich und sozusagen seelenverwandt Fühlens, ist durchaus einsichtig und plausibel. Daß sich diese Vorgänge jedoch speziell auf das gleichgeschlechtliche Elternteil erstrecken und dadurch dem Aufbau der Geschlechtsrolle nützen, ist eher unwahrscheinlich.

Nachvollziehbarer ist, daß Identifikationsvorgänge erleichtert werden, wenn eine von Sympathie und Zuneigung geprägte Beziehung vorliegt und die Identifikationsfigur darüberhinaus attraktive und hochgeschätzte Merkmale, wie Ansehen, Attraktivität, eine herausragende Begabung, Einfluß, Macht usw. besitzt. Entsprechende Identifikationen dürften z. B. während der Jugendjahre besonderen Stellenwert besitzen und die Persönlichkeitsentwicklung sicherlich mitbeeinflussen. Ob ihnen jedoch die von manchen Identifikationstheoretikern behauptete zentrale Bedeutung bei der Ausbildung geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster zukommt, kann mit Recht bezweifelt werden.

(d) Die kognitive Theorie der Geschlechtsrollen-Entwicklung wurde bereits in den sechziger Jahren in ihren Umrissen von L. Kohlberg (z.B. 1974) skizziert und teilweise auf der Grundlage empirischer Untersuchungen überprüft. Kohlberg knüpfte in weitem Umfang an grundlegende Annahmen der allgemeinen Theorie der kognitiven Entwicklung des bekannten Schweizer Psychologen Jean Piaget (z.B. 1972) an. Dieser ging davon aus, daß sich die geistige Entwicklung des Menschen gesetzmäßig und sozusagen von innen gesteuert in einer Reihe aufeinander aufbauender Stufen vollzieht. In Piagets Theorie wird dem heranwachsenden Kind, das sich **aktiv** mit seiner physikalischen und sozialen Umwelt auseinandersetzt, eine zentrale Rolle zugewiesen. Es erwirbt auf diese Art Wissen und ein immer differenzierteres Urteilsvermögen auch über geschlechtsbezogene Inhalte und Merkmale, die in seiner Kultur und Gesellschaft als typisch für Frauen und typisch für Männer bezeichnet werden. Das Kind ist dadurch allmählich in der Lage, nicht nur sich selbst, sondern auch andere Personen sicher und eindeutig dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuzuordnen. In der frühen Kindheit greift es dabei auf äußere Erscheinungsmerkmale, wie Körperbau, Kleidung, Haartracht, Stimme usw., später dann auch auf Verhaltensweisen, Beschäftigungsvorlieben, Einstellungen und Haltungen als Anhaltspunkte zurück (vgl. Kohlberg 1974).

Für Kohlberg vollzieht sich die Geschlechtsrollen-Entwicklung im Detail auf folgende Weise: Im Laufe des dritten Lebensjahres erkennt das Kind, welchem Geschlecht es angehört; es weiß nun, daß es ein Junge bzw. ein Mädchen ist, ist sich aber noch nicht sicher, ob diese Zugehörigkeit zu einem Geschlecht auch endgültig und dauerhaft ist: Ein Zweijähriger kann sehr nachdenklich werden, wenn er gefragt wird, ob er, wenn er sich die Haare wachsen läßt, immer Mädchenkleider anzieht und "Claudia" statt "Claus" genannt wird, ein Mädchen geworden ist.

Ungefähr ein Jahr später kommt es zu einer vorläufigen Festigung der Geschlechtsidentität; das Kind ist sich nun sicher, daß es zur Gruppe der Jungen bzw. der Mädchen im Kindergarten gehört und weiß auch, daß aus Jungen später einmal Männer und aus Mädchen später einmal Frauen werden.

Erst zwischen dem sechsten und achten Lebensjahr soll sich nach Kohlberg dann das abspielen, was von ihm als "Herausbildung der Invarianz der eigenen Geschlechtszugehörigkeit" bezeichnet wird: Für Kinder im Grundschulalter ist das Geschlecht zu einem unveränderbaren Merkmal geworden, das konstant bleibt, auch wenn "Mann" eine Mädchenfrisur und Mädchenkleider trägt und später einen Frauenberuf, wie Kindergärtnerin oder Krankenschwester, ausübt.

Kohlberg (z.B. 1974) geht davon aus, daß Kinder, die schließlich davon überzeugt sind, daß ihre Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht unveränderbar und dauerhaft ist, auch sehr stark daran interessiert sind, sich selbst angemessen und geschlechtstypisch zu verhalten. Sie bemühen sich, Situationen aufzusuchen und Gelegenheiten herzustellen, vermittels derer sie sich selbst ihre Geschlechtszugehörigkeit immer wieder bestätigen. Das erreichen sie z. B. dadurch, daß sie sich mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifizieren und ihm nacheifern oder vorbildhaftes Verhalten gleichgeschlechtlicher Modelle, wie älterer Freunde und Spielkameraden, übernehmen. Kohlberg unterstellt hier die Wirksamkeit eines Strebens nach "kognitiver Konsistenz", welches die Kinder veranlaßt, sich in erster Linie zu versorgen mit Informationen, die ihrer sich festigenden Geschlechtsidentität entsprechen und diese höher zu gewichten als gegenläufige Informationen, die sie eher ausblenden. Mit dem eigenen Geschlecht in Einklang stehende Aktivitäten werden dadurch gleichsam automatisch höher bewertet und tragen so dazu bei, daß die eigene Geschlechtsrolle auch subjektiv geschätzt und bevorzugt wird. Kohlberg geht in diesem Zusammenhang nicht weiter darauf ein, wie sich diskriminierende Normen der Gesellschaft, welche dem weiblichen Geschlecht einen niedrigeren Status zuweisen, auf die beschriebenen Vorgänge der Höherbewertung der eigenen Geschlechtsrolle auswirken. Nach dieser kognitiven Theorie der Geschlechtsrollen-Entwicklung bildet die kognitive Selbsteinordnung als "männlich" oder "weiblich" die wesentliche Grundlage für die Ausbildung psychologischer Geschlechtsunterschiede und den Aufbau der Geschlechtsrolle. Die in den anderen Theorien beschriebenen Vorgänge der Bekräftigung, Imitation und Identifikation haben nur zweitrangige, untergeordnete Bedeutung. Sie spielen sich erst dann ab, wenn die geistig-verstandesmäßige Voraussetzung, nämlich das Wissen um die dauerhafte Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, vorliegt. Die in den letzten zwanzig Jahren speziell zur Überprüfung der Kohlberg-Theorie durchgeführten Untersuchungen erbrachten nur teilweise bestätigende Ergebnisse (vgl. z.B. Trautner 1981). Beispielsweise konnte nachgewiesen werden, daß besonders intelligente Kinder ihre durchschnittlich begabten Altersgefährten im Hinblick auf die Geschlechtsrollenentwicklung übertreffen. Sie können schon früher zwischen geschlechtstypischen Merkmalen und Verhaltensweisen differenzieren, sind dann allerdings auch früher als ihre weniger intelligenten Altersgenossen wieder weniger abhängig von Geschlechtsrollenklischees und -stereotypisierungen. Die nach Kohlbergs Theorie vorausgesagte hohe positive Korrelation zwischen Geschlechtsrollen-Identität und Annahme sowie

Höherbewertung der eigenen Geschlechtsrolle scheint also nur vorübergehend für eine bestimmte Kindheitsphase zu gelten. Im Jugend- und Erwachsenenalter kann es, gerade bei Hochintelligenten, gelegentlich sogar zu einer Umkehrung kommen: man setzt sich mit der eigenen Geschlechtszugehörigkeit besonders kritisch auseinander und gelangt nicht selten zu negativeren Bewertungen von Merkmalen der eigenen Geschlechtsrolle.

Gegen Kohlbergs Theorie spricht auch, daß Kinder gleicher Intelligenz und gleichen kognitiven Entwicklungsstandes eine stärkere Typisierung in ihrem geschlechtsspezifischen Verhalten zeigen, wenn sie der sozialen Unterschicht angehören. Dieser Forschungsbefund macht deutlich, daß die Ausbildung der Geschlechtsrolle und die Entstehung von psychischen Geschlechtsunterschieden nicht nur abhängt von der geistig-verstandesmäßigen Entwicklung. Durchgängig und in bestimmten Phasen in besonderem Maße scheinen auch Einflüsse der sozialen Umwelt eine gewichtige Rolle zu spielen: in der frühen Kindheit das mütterliche Erziehungsverhalten, in der mittleren Kindheit das Vorbildverhalten des gleichgeschlechtlichen Elternteils, später dann die gleichaltrigen Freundescliquen, aber auch die Medien und der soziale Druck, der von Klassenkameraden oder Arbeits- und Studienkollegen ausgeübt werden kann (vgl. dazu auch Fagot 1986).

Kohlbergs Theorie macht - und das ist ihr besonderer Verdienst - darauf aufmerksam, daß der Aufbau der Geschlechtsrolle und die Ausbildung von psychischen Geschlechtsunterschieden als Vorgang verstanden werden muß, an dem das **Kind als aktiver Verarbeiter von Informationen** ganz entscheidend beteiligt ist. Das Kind wird zwar in der Regel schon von früh an belohnt, wenn es sich geschlechtsangemessen verhält, und erfährt negative Rückmeldung, wenn es nicht zu seinem Geschlecht passendes Verhalten zeigt; es imitiert und eifert Vorbildern nach, besonders wenn es sich mit diesen verbunden fühlt oder sich mit ihnen identifiziert. Doch spielen dabei seine eigenen geistigen Verarbeitungsprozesse eine zunehmend wichtigere Rolle. Das gilt besonders ausgeprägt für intelligente Kinder, die schon sehr früh lernen zwischen unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen zu differenzieren ("Jungen spielen lieber mit Autos -Mädchen mit Puppen", "Jungen setzen sich durch und kämpfen - Mädchen geben nach oder bitten um Hilfe"). Ihr früh erworbenes Wissen über Geschlechtsunterschiede führt in der Regel dazu, daß sie selbst auch früher als andere Kinder lernen sich geschlechtsangemessen zu verhalten, trägt aber auch häufig dazu bei, daß es ihnen leichter fällt über Geschlechtsrollenklischees nachzudenken und diese gegebenenfalls kritisch zu bewerten. In der Mittel- und Oberschicht aufwachsende Kinder, in deren Erziehung selbständiges Denken und kritisches Urteilsvermögen i. a. hochgeschätzt werden, erfahren dabei mehr Unterstützung von Seiten ihrer Eltern und anderen Bezugspersonen als Unterschichtkinder. Diese werden auch heute noch häufiger in Familien groß, in denen besonders die Väter Ein- und Unterordnung, Anpassung und Gehorsam gerade von ihren Töchtern fordern und erwarten, daß diese sich angemessen - wie es sich für ein "anständiges Mädchen" gehört - verhalten.

Der Vollständigkeit wegen Erwähnung verdienen einige neuere kognitive Konstrukte der Geschlechtsrollenentwicklung: die Geschlechtsschema- und die Kulturelles-Geschlecht-

Theorien (z.B. Bem 1984, Intons-Peterson 1988). Diese Konstrukte oder Teiltheorien begreifen die Geschlechtsrollenentwicklung als einen überwiegend kognitiven Prozeß der Informationsverarbeitung, in dessen Verlaufe alle geschlechtsbezogenen Fakten und Inhalte "unter einem Dach" - eben einem Konzept oder Schema - geordnet und zusammengefaßt werden. Konzepte oder Schemata lassen sich mit Einstellungen oder Wertorientierungen vergleichen und bilden sozusagen ein Grundmuster, welches das geschlechtsspezifische Verhalten in einer Vielzahl von konkreten Situationen steuert.

(e) Fazit

Für jede der vier vorangehend dargestellten, grundlegenden psychologischen Theorien zur Entwicklung von Geschlechtsunterschieden lassen sich bestätigende und widersprechende Forschungsbefunde aufzeigen. Die Frage, welche der Theorien am ehesten Gültigkeit für sich beanspruchen kann, ist beim derzeitigen Kenntnisstand nicht eindeutig zu beantworten. Es scheint vielmehr so zu sein, daß jeder Theorieansatz aufmerksam macht auf einen Vorgang, der innerhalb der Geschlechtsrollen-Entwicklung - wenn auch eingeschränkte - Bedeutung besitzt. Positive und negative Bekräftigungen dürften beim Erwerb von geschlechtsangemessenem Verhalten sicherlich eine Rolle spielen. Daß sie allgegenwärtig sind, wie von der Bekräftigungstheorie behauptet, und immer beteiligt sind, wenn Kinder lernen, daß Jungen und Mädchen verschieden sind und sich deshalb auch unterschiedlich verhalten, ist sehr unwahrscheinlich. Eher zutreffen könnte, daß im Verlaufe der Kindheit und Jugend neben Bekräftigungen auch Nachahmungen und Identifikationen, in Abhängigkeit von Situation und Entwicklungsphase, in der sich die Heranwachsenden gerade befinden, eine immer größere Rolle spielen. Die kognitive Theorie lenkt den Blick auf die Tatsache, daß bestimmte geistig-verstandesmäßige Voraussetzungen, die im Wechselspiel von Reifung und Lernen geschaffen werden, vorhanden sein müssen - z. B. die Geschlechtskonstanz, d. h. das Wissen um die Unveränderbarkeit des Geschlechtes -, damit weitere Schritte zur Ausbildung einer in sich stimmigen Geschlechtsidentität vollzogen werden können (z.B. Maccoby 1990).

Die kognitive Theorie stellt so betrachtet einen Rahmen zur Verfügung, innerhalb dessen sich die anderen drei Theorien als miteinander verbundene Teile einordnen lassen. Grundlegend für die Rahmentheorie ist die Annahme, daß die Geschlechtsrollenentwicklung gekoppelt ist an die geistige Entwicklung und sich in einer Reihe von aufeinander aufbauenden Schritten vollzieht. Zunächst muß das Niveau der Geschlechtskonstanz, d. h. die Gewißheit, daß die Geschlechtszugehörigkeit unveränderbar ist, Schritt für Schritt aufgebaut werden. Kohlberg fand Anhaltspunkte dafür, daß die Mengenkonstanz, d. h. das Sich-sicher-Sein, daß eine Flüssigkeitsmenge unverändert bleibt, wenn sie von einem niedrigen, bauchigen Gefäß in ein viel höheres, schlankes Gefäß umgefüllt wird und dadurch einen viel größeren Raum einzunehmen scheint, zur gleichen Zeit wie die Geschlechtskonstanz erreicht wird. Er wertet dies als Beleg für die Tatsache der engen Kopplung zwischen kognitiver und sozial-kognitiver Entwicklung beim Kinde: sein Verständnis für physikalische (räumlich-körperliche) und soziale (kulturell-gesellschaftliche) Zusammenhänge ist nach Ansicht der kognitiven Entwicklungstheorie sehr eng miteinander verknüpft (vgl. Hort et al. 1991).

Erst das Erreichen des Niveaus der Geschlechtskonstanz ermöglicht den stufenweisen Aufbau einer eigenen Geschlechtsidentität. An deren individuellen Ausgestaltung sind Erfahrungen, die das Kind in seiner sozialen Umwelt macht, maßgeblich beteiligt: Welche seiner geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen werden als angemessen bzw. unangemessen beurteilt (und damit positiv bzw. negativ **bekräftigt**)? Welche für seine eigene Geschlechtsidentität von ihm als wichtig erlebten Vorbilder **imitiert** es? Mit welchen Bezugspersonen **identifiziert** es sich (und übernimmt dadurch auch gleichsam automatisch deren geschlechtstypische Einstellungen)?

Derzeit ist noch weitgehend ungeklärt, wann welche Mechanismen - Bekräftigung, Imitation, Identifikation und sozial-kognitive Ausgestaltung - in der individuellen Entwicklung zum Zuge kommen (vgl. Benbow 1990). Eine Reihe von Hinweisen findet sich dafür, daß in den ersten Lebensjahren Bekräftigungen schwerpunktmäßig eine besondere Rolle spielen. Während der Kindergarten- und Vorschuljahre dürften dann Beobachtung und Imitation von Modellverhalten deutlich zunehmen und in den sich anschließenden Altersabschnitten der (mittleren und späten) Kindheit und Jugend Identifikationen und sozial-kognitive Ausgestaltungen der Geschlechtsidentität an Bedeutung gewinnen.

Diese Einschätzung spiegelt sich über weite Strecken auch in der empirischen psychologischen Forschung wider, deren wichtigste Ergebnisse im Absatz 3 dargestellt werden.

Zuvor noch ein Blick auf zwei weitere Theorien der Geschlechtsrollenentwicklung, die psychoanalytische und die rollentheoretische, die im vorliegenden Zusammenhang aufgrund ihrer Bedeutung im Forschungsbereich Erwähnung verdienen.

2. Psychoanalytische und rollentheoretische Konzepte

Sigmund Freud und seine Nachfolger vertraten die Auffassung von der Schicksalhafterkeit unserer Anatomie, die im folgenden nur umrißhaft dargestellt werden kann: Ausschlaggebend für die Geschlechtsrollenentwicklung ist der anatomische Unterschied - Jungen haben einen Penis und Mädchen nicht. Letztere erleben sich deswegen als verstümmelt und beneiden und bewundern das andere Geschlecht um dieses "magische Mehr". Sie fühlen sich zu ihren Vätern hingezogen, wollen sich mit ihnen - auch geschlechtlich - vereinigen und dadurch ihren kastrierten Zustand beenden. Analog gilt für die kleinen Buben, daß sie ihre Mütter als "primäre Liebesobjekte" begehren und ihre Väter dabei als Rivalen erleben. Oftmals spielen sich die auf das andersgeschlechtliche Elternteil bezogenen Wünsche, die während der ödipalen Phase (zwischen dem dritten und fünften Lebensjahr) zu verzeichnen sind, im Verborgenen und Unbewußten ab. Irgendwann müssen Jungen und Mädchen sich der für sie schmerzhaften Einsicht beugen, daß sie zu klein, hilflos und ohnmächtig sind, um mit dem gleichgeschlechtlichen, erwachsenen Elternteil weiter um die Gunst des geliebten Elternteils zu rivalisieren. Die Jungen unterdrücken ihr Begehren, weil sie fürchten, der Vater mit seinen älteren Rechten an der Mutter könne sie dafür - mit Kastration - bestrafen. Sie überwinden ihre Furcht, indem sie sich mit ihren Vätern identifizieren und ihnen innerlich und äußerlich nacheifern. Sie verinnerlichen das "Du darfst Deine Mutter nicht begehren" und legen damit den Grundstein zu ihrer Über-Ich-Entwicklung. Das Über-Ich wird im Verlaufe der weiteren Erziehung ausgebaut zum Gewissen und zur moralischen Instanz, in der alle Verbote und Vorschriften der Gesellschaft verankert sind.

Wieso Mädchen, die sich ja als bereits kastriert erleben, dazu kommen sich mit ihren Müttern zu identifizieren, die sie doch - wie auch sich selbst und alle anderen Frauen - als minderwertig und unzulänglich beurteilen, bleibt etwas undurchsichtig. Freud geht davon aus, daß Mädchen kein Über-Ich ausbilden, wie es für die männliche Entwicklung typisch ist, und - eben weil sie sich ihre Mütter zum Vorbild nehmen - Charaktereigenschaften, wie Eifersucht und Selbstverachtung, Passivität, Masochismus und Narzißmus, ausbilden. Zunächst möchte das Mädchen - wie der Vater - einen Penis besitzen, später wünscht es sich nur noch, vom Vater ein Kind zu bekommen. Ihre Identifikation mit der Mutter erfolgt - wie beim Jungen - defensiv, weil sie die Liebe der Mutter nicht verlieren will bzw. Angst vor Bestrafung hat.

Kritik an der Freud'schen Sichtweise der Geschlechtsrollenentwicklung, die von anderen Psychoanalytikern in nachfolgenden Jahrzehnten oftmals überarbeitet, neu interpretiert, ergänzt und verändert wurde, ist vielfach - besonders von erfahrungswissenschaftlich orientierten Psychologen - geäußert worden. Die Kritik bezieht sich vor allem auf die in zahlreichen Untersuchungen immer wieder belegte Tatsache, daß die äußeren Geschlechtsorgane und die primären Geschlechtsmerkmale keine - oder zumindest keine bedeutende - Rolle beim Aufbau der kindlichen Geschlechtsidentität spielen. Außerdem lassen sich eine Reihe von Behauptungen der Psychoanalyse gar nicht überprüfen, weil sie das Vorhandensein von unbewußten Vorgängen unterstellen. Darüberhinaus übersieht die

Psychoanalyse die Tatsache, daß die psychische Geschlechtsrollenentwicklung nicht immer und zwangsläufig im Einklang mit dem anatomischen und genetischen Geschlecht erfolgt (Geschlechtswandel und Transsexualität !) und unterschätzt damit die Einflüsse von Erziehung, Kultur und Gesellschaft beträchtlich.

Der Begriff "**Rolle**" wurde vor allem in soziologischen Theoriegebäuden verwendet, um den Sachverhalt verständlich zu machen, daß sich Personen in verschiedenen Situationen ganz unterschiedlich verhalten können: der autoritäre Chef (=Berufsrolle) ist zu Hause möglicherweise ein liebevoller Vater und einfühlsamer Ehemann (=Eltern- und Partnerrolle) und am Wochenende ein fanatischer Fußballfan und ein begeisterter Off-road-Byker (=Freizeitrolle).

Mit dem soziologischen Begriff "Rolle" verbunden werden zumeist ein von der Gesellschaft zugewiesener Status oder Wert (z.B. wird die männliche Geschlechtsrolle vielfach noch höher bewertet als die weibliche Geschlechtsrolle) und Erwartungen, die den Umgang mit Rolleninhabern erleichtern (z.B. erwartet man von einem "Untergebenen", daß er sich dem "Chef" gegenüber respektvoll bis ehrerbietig verhält). Für die in der pluralistischen Industriegesellschaft lebende und über multiple Rollenkompetenz verfügende Person erweist es sich gelegentlich als Problem, reibungslos, d.h. ohne innere Spannungen und äußere Konflikte, von einer Rolle in die andere zu wechseln.

Mit dem Begriff "Geschlechtsrolle" bezeichnet man i.a. das Ingesamt der Fähigkeiten, Einstellungen, Interessen und Verhaltensweisen, welches in einer Gesellschaft als angemessen für das männliche bzw. weibliche Geschlecht betrachtet und dementsprechend auch erwartet oder sogar vorgeschrieben wird (vgl. z.B. Trautner 1991). Was die Vorgänge betrifft, - insbesondere die elterlichen und sonstigen Einflußnahmen (Erzieher, Lehrer, Medien) -, die am Erwerb und am Aufbau der Geschlechtsrolle beteiligt sind, so lassen sich in soziologischen und sozialpsychologischen Forschungsarbeiten unterschiedliche Auffassungen ausfindig machen. In Abhängigkeit von der jeweils vertretenen theoretischen Grundposition wird das heranwachsende Kind dabei einmal als sich eher aktiv und kreativ mit seiner sozial-zwischenmenschlichen und gegenständlichen Umwelt auseinandersetzend beschrieben oder aber eher verstanden als Wesen, das Einflüsse von Elternhaus, Kindergarten, Schule und Medien mehr oder weniger passiv und reaktiv über sich ergehen läßt.

3. Forschungsergebnisse

Die folgende Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der psychologischen (und sozialwissenschaftlichen) Forschung orientiert sich in erster Linie an einem chronologischen Raster: das Wirksamwerden familialer Einflüsse auf die Geschlechtsrollenentwicklung läßt sich über einen gewissen Lebensabschnitt hinweg rekonstruieren.

Daneben finden Ausdifferenzierungen statt in Abhängigkeit davon, **wer** (Mutter, Vater, Geschwister usw.) oder **was** (Medien, Schichtzugehörigkeit, Berufstätigkeit, Trennung/Scheidung der Eltern usw.) die Geschlechtsrollenentwicklung beeinflusst. Natürlich wird diese Gegenüberstellung des heranwachsenden, in seiner Geschlechtsrolle sich entwickelnden Kindes auf der einen Seite (als "abhängige Variable") und den Personen und Bedingungsgefügen seiner familialen Umwelt (als "unabhängige Variablen") auf der anderen Seite, nur aus Gründen der Übersichtlichkeit der Darstellung vorgenommen. Faktisch bestehen zahlreiche Wechselwirkungen, Verflechtungen und Abhängigkeiten zwischen dem Kind und seiner Familie als interaktionalem System, die es - auch in der empirischen Forschung - herauszuarbeiten gilt.

Zeigen wird sich auch, daß in einer konkreten Untersuchung oder Forschungsarbeit selten explizit auf eine der einführend skizzierten grundlegenden Theorien (vgl. Absatz 1 und 2) Bezug genommen wird. Häufiger leiten sich die untersuchten Fragestellungen und geprüften Hypothesen aus einem heterogenen theoretischen Hintergrund ab oder wurzeln in speziellen Modellvorstellungen, die sich - teilweise mit integrativem Anspruch - fokussierend auf einen Teilbereich erstrecken.

Eingangsvariablen der Eltern

Es finden sich Anhaltspunkte dafür, daß - schon lange bevor Paare sich mit Elternschaft beschäftigen - grundlegende weltanschauliche Orientierungen und Einstellungsmuster wirksam sind, die z.B. in der eigenen Herkunftsfamilie erworben wurden und mitbestimmen, in welcher Weise man sich mit dem für die Zukunft geplanten Kind und der damit verbundenen Rolle als Mutter und Vater auseinandersetzt. Einige Untersuchungen belegen z.B., daß aus konservativen Familien stammende junge, unverheiratete Frauen früher heiraten und mehrere Kinder haben wollen (Wrigley & Stokes, 1977). Für Frauen mit modernerer egalitärer Geschlechtsrollenorientierung hat die berufliche Qualifikation größeres Gewicht, sie gehen davon aus, nicht so bald zu heiraten und wollen auch nicht so viele Kinder.

Speziell mit dem Kinderwunsch und dem an seinem Zustandekommen beteiligten Variablen haben sich eine Reihe von Autorengruppen befaßt (z.B. Vaskovics et al., 1991) und zeigen können, daß bei der Entscheidung für oder gegen Kinder u.a. die soziale Lage des Paares, seine Wohnsituation und -umgebung, sein soziales Netzwerk (Unterstützung durch Verwandte, Freunde, Bekannte) eine Rolle spielen.

Es gibt auch Hinweise darauf, daß sich angehende Eltern mit dem Geschlecht ihres zukünftigen Nachwuchses spätestens dann beschäftigen, wenn die Schwangerschaft faktisch eingetreten ist, harte empirische Daten können jedoch kaum ausfindig gemacht werden. Man weiß, daß sich in vergangenen Jahrzehnten Eltern aller Schichten zunächst einen "Stammhalter" - also ein Kind männlichen Geschlechts - wünschten und so lange weitere Kinder in die Welt setzten, bis der ersehnte Sohn eingetroffen war.

In den USA und vielen westeuropäischen Ländern etablierte sich nach dem zweiten Weltkrieg in der Mittelschicht immer stärker die Zwei-Kinder-Norm, von der insbesondere dann - nach oben - abgewichen wurde, wenn die ersten beiden Kinder weiblichen Geschlechts waren. In der Volksrepublik China wurden nach Einführung und strenger Sanktionierung der Ein-Kind-Regel und werden bis heute deutlich weniger Mädchen geboren und aufgezogen, was auf gezielte Abtreibung und Kindstötung zurückgeführt werden muß.

In den sechziger Jahren in den USA durchgeführte Erhebungen, in denen unter anderem nach den Beweggründen für das dritte Kind gefragt wurde, erbrachten u.a., daß in reinen Mädchenfamilien der Wunsch nach einem männlichen Stammhalter an erster Stelle genannt wurde (vgl. Kantor & Lehr, 1975).

In ihrer Befragung von 1981 fand Oakley heraus, daß sich die Hälfte der schwangeren Frauen einen Jungen und ein Viertel ein Mädchen wünschte, den übrigen war das Geschlecht egal. Diese Frauen, so stellte sich heraus, liebäugelten jedoch innerlich häufiger mit einem Jungen, wollten dies jedoch nicht eingestehen aus Angst vor Enttäuschung oder um das Schicksal nicht herauszufordern. Wenn dann eine Tochter geboren wurde, waren 56% der Mütter damit zufrieden und 44% enttäuscht; wenn ein Sohn geboren wurde, waren 93% glücklich und lediglich 3% enttäuscht. Die Feministin Anja Meulenbelt (1984) zieht daraus das Fazit, daß "also die Hälfte der Mädchen ihr Leben als Enttäuschung für ihre Mutter" (S. 105) beginnt und verweist auf Untersuchungen, in denen belegt wird, daß Mütter von Mädchen häufiger unter nachgeburtlichen Depressionen leiden als Mütter von Jungen, was sicher Konsequenzen hat für die sich entwickelnde Mutter-Tochter-Beziehung.

Auf einige Anhaltspunkte dafür, daß angehende Väter, welche beteuern, daß sie mit einer Tochter genauso glücklich werden wie mit einem Sohn, sich täuschen und irren, machen Cowan et al. (1993) aufmerksam: (1) In ihren Selbstbeschreibungen mithilfe einer Eigenschaftsliste unterscheiden sich zukünftige Väter von Söhnen nicht von zukünftigen Vätern von Töchtern. Aber zwei Jahre nach der Geburt der Kinder verwenden Väter von Söhnen durchweg positivere Eigenschaften bei ihrer Selbstcharakterisierung. (2) Nach der Geburt eines Mädchens wird innerhalb der folgenden 18 Monate häufiger ein weiteres Kind geboren als in einer Familie mit einem erstgeborenen Jungen. (3) Eltern mit einem erstgeborenen Mädchen trennen sich in den ersten vier Jahren nach der Geburt des Kindes häufiger wieder als Eltern mit einem erstgeborenen Jungen. Außerdem gibt es Hinweise darauf, daß es in Familien mit einem Mädchen häufiger Partnerschaftsprobleme gibt und die eheliche Zufriedenheit der Partner in Familien mit einem Jungen größer ist. (4) Mütter und Väter sind der Ansicht, daß Jungen durch Trennung oder Scheidung der Eltern stärker beeinträchtigt werden als Mädchen. Mütter meinen, daß es schwieriger ist einen Sohn, der seinen Vater nur mehr gelegentlich sieht, allein aufzuziehen als eine Tochter. Cowan und Mitarbeiter äußern dazu die Vermutung, daß sich Eltern von Söhnen von Anfang an wahrscheinlich besonders bemühen, daß die Vater-Sohn-Beziehung nicht durch eheliche oder sonstige familiäre Probleme untergraben und getrübt wird. Sie glauben, daß Väter von Töchtern bei auftretenden Eheproblemen vergleichsweise weniger Anstrengungen unterneh-

men, die Beziehung zu ihren Töchtern weiterhin positiv zu gestalten. Die Cowans zitieren eigene Forschungsergebnisse, welche untermauern, daß Männer ihre Unzufriedenheit mit der Partnerin geradezu übertragen auf die kleinen Töchter, die sie vernachlässigen oder schlecht behandeln. Frauen dagegen scheinen ihre Probleme mit dem Partner nicht auf die Beziehungen zu den Söhnen zu übertragen (vgl. Cowan et al., 1993, S. 186).

Der sich insbesondere im Verlaufe der siebziger und achtziger Jahre manifestierende Geschlechtsrollenwandel, der u.a. eine Angleichung der Geschlechtsrollen und teilweise Nivellierung von Geschlechtsunterschieden mit sich brachte, führte auch zu einer gewissen Aufwertung des weiblichen Geschlechtes und Gleichstellung von Töchtern in der Familie. Zwar fehlen die harten Untersuchungsbefunde, doch scheint davon ausgegangen werden zu können, daß heutzutage in weiten Kreisen der Bevölkerung in den Industrienationen allenfalls noch eine tendenzielle Bevorzugung des männlichen Geschlechtes beim Kinderwunsch vorherrscht. In Stichproben von Ein-Kind-Familien läßt sich ansatzweise sogar eine größere Zufriedenheit bei Eltern mit einem Einzelkind-Mädchen feststellen (vgl. Katz & Boswell, 1986).

Nicht von der Hand zu weisen ist die Überlegung, daß Eltern, denen das Geschlecht ihres/ihrer zukünftigen Kindes/Kinder nicht gleichgültig ist, später auch in stärkerem Maße Einfluß nehmen auf das "angemessene" geschlechtsspezifische Verhalten ihres Nachwuchses, als Eltern, bei deren Familienplanung das Geschlecht der Kinder keine Rolle spielt. Vorstellbar ist auch, daß Paare, die im Hinblick auf das Wunschgeschlecht ihres Kindes übereinstimmen in ihrer späteren Elternrolle besser miteinander harmonieren als Paare, die bezogen auf das Wunschgeschlecht nicht miteinander im Einklang stehen. Es kann davon ausgegangen werden, daß sich eingetretene bzw. nicht eingetretene geschlechtsbezogene Erwartungen der Eltern unterschiedlich auf das konkrete Erziehungsverhalten auswirken: Ein Vater, der viel lieber einen Buben bekommen hätte, wird möglicherweise mit seiner kleinen Tochter nicht viel anfangen können, ihr gegenüber vielleicht sogar längere Zeit eine ablehnende Haltung einnehmen.

Festgehalten werden kann, daß sich die empirische Forschung bis heute mit den Auswirkungen von bereits vor der Geburt des Kindes sich manifestierenden, elterlichen geschlechtsbezogenen Einstellungen nicht differenzierter beschäftigt hat.

Mit den Zuordnungen ("Attributionen"), die getroffen werden, wenn das Geschlecht des Kindes feststeht, was nicht selten - aufgrund exakter medizinischer Untersuchungstechniken - bereits lange vor der Niederkunft der Mutter der Fall ist, haben sich eine Reihe von Studien befaßt (z.B. Seavey, Katz & Salk, 1975; Meyer & Sobieszek, 1972). Übereinstimmend nachgewiesen wurde, daß Stereotype und Rollenklischees die Wahrnehmung prägen: neugeborene Mädchen werden als zart, klein, hübsch usw., neugeborene Jungen dagegen als stark, munter, aktiv und ungestüm beschrieben. Diese stereotypen Zuordnungen wurden in verschiedenen Versuchsanordnungen immer wieder nachgewiesen. (1) Mütter und Väter "beurteilten" ihre neugeborenen Kinder direkt nach der Geburt; (2) Eltern beschrieben ihnen unbekannte, neugeborene Kinder, deren Geschlecht (a) ihnen mitgeteilt, (b) nicht mitgeteilt wurde (rosa gekleidete Babies wurden als Mädchen, hellblau gekleidete Babies als Jungen

und gelb gekleidete Babies ohne Geschlechtsangabe präsentiert). Gezeigt wurde auch, daß Männer und Personen, die selten direkten Kontakt mit Kleinkindern haben, klischeehaftere Zuordnungen treffen als Frauen und Personen, die persönliche Erfahrungen im Umgang mit Kleinkindern besitzen.

Die Frage, ob sich neugeborene Jungen und Mädchen tatsächlich -im Sinne des Geschlechtsrollenstereotyps (Jungen sind z.B. wilder, aggressiver, unabhängiger; Mädchen anschiemiger, passiver, braver) - in ihrem Spontanverhalten qualitativ unterscheiden, kann unter Rückgriff auf "harte" biologische und physiologische Messungen, die in der Regel einen Reifungsvorsprung der Mädchen dokumentieren, eindeutig entschieden werden. Bei Kontrolle der wesentlichen Variablen der Neugeborenenreife (Apgar-Wert, Geburtsgewicht, Tragzeit) ergeben sich keine signifikanten Geschlechtsunterschiede im Spontanverhalten (vgl. Degenhardt, 1982; Keller, 1979).

Verhalten der Mütter in den ersten Lebensmonaten

Die Ergebnisse einer Reihe von Beobachtungsstudien von Mutter-Kind-Interaktionen in natürlicher Umgebung, die in den siebziger Jahren mithilfe der neuen Videotechnik durchgeführt wurden, werden von Keller (1979) zusammenfassend dargestellt: In den ersten sechs Monaten berühren und stimulieren Mütter ihre Söhne mehr vestibulär (d.h. den Gleichgewichtssinn betreffend, wie hochnehmen, schaukeln und wiegen) als ihre Töchter. Mädchen werden demgegenüber häufiger distal stimuliert (d.h. ihre Mütter lächeln sie häufiger an, sprechen mehr mit ihnen und geben ihnen stärkere Vokale und stimmliche Anregungen). Auf das Vokalisieren ihrer Mädchen vokalisieren die Mütter regelmäßig, während sie auf das Vokalisieren ihrer Söhne genauso oft mit Hochnehmen reagieren. Im Alter von ungefähr sechs Monaten ist im mütterlichen Verhalten eine Veränderung zu verzeichnen: Jungen werden nun seltener hochgenommen und Mädchen häufiger. Die feministisch orientierte Autorin U. Scheu meint dazu, daß Mädchen, nachdem sie anfänglich weniger umsorgt worden sind als Jungen, nun in einer Phase, in der sie zunehmend beweglicher werden und zu krabbeln beginnen wollen, von ihren Müttern - durch häufiges Hochnehmen - in ihrem Bewegungsdrang eingeschränkt werden (vgl. Scheu, 1977).

Mütterliches Verhalten bis zum Ende des zweiten Lebensjahres

Insbesondere Michael Lewis und Mitarbeiter (z.B. 1977) konnten nachweisen, daß Mädchen von ihren Müttern bis zum Alter von zwei Jahren mehr vestibuläre Stimulation als Jungen erhalten. Jungen werden ungefähr vom siebten Lebensmonat an stärker von ihren Müttern über die Fernsinne, d.h. akustisch und visuell, angeregt.

Die Rolle der Väter

Jahrzehntelang haben sich nur sehr wenige Forscher mit der Rolle des Vaters in der frühkindlichen Sozialisation beschäftigt. Seit ungefähr zwei Jahrzehnten jedoch werden Väter

zunehmend häufiger in den Mittelpunkt empirischer Untersuchungen gerückt (vgl. z.B. Fthenakis, 1992).

In der Regel sind Väter auch heutzutage noch in den ersten Lebensmonaten nicht die primären Bezugspersonen ihrer Kinder. Auch emanzipierte und egalitär in ihrer Geschlechtsrolle orientierte Männer, die nach der Niederkunft ihrer Frauen den Jahresurlaub antreten und sich intensiv um ihre Partnerin und das gemeinsame Kind kümmern, werden bald wieder von ihrem Berufsalltag eingeholt. Die Kontakte zu ihrem Nachwuchs reduzieren sich zunehmend auf spielerische Interaktionen in den Abendstunden und am Wochenende (Hyde et al., 1993). Ausnahmen vom Regelfall entstehen allenfalls dann, wenn Väter arbeitslos werden und Mütter notgedrungen frühzeitig in den Beruf zurück müssen oder wenn Väter, was immer noch sehr selten vorkommt, Erziehungsurlaub nehmen und dadurch auch in den ersten Lebensmonaten in der Hauptsache zuständig sind für die Versorgung des Kindes (z.B. Radin & Harold-Goldsmith, 1989).

Obwohl Väter also i.a. in den ersten beiden Lebensjahren deutlich weniger Kontakt zu ihren Kindern haben, sind sich die meisten Autoren einig in der Auffassung, daß die Kleinkinder schon sehr früh sowohl zur Mutter wie zum Vater eine Bindung aufbauen. Sie vermissen die abwesenden Väter und freuen sich, wenn diese zurückkommen. Lediglich in Situationen, in denen sie Trost brauchen oder Schutz suchen, bevorzugen Kleinkinder (im Alter von ein bis zwei Jahren) die Nähe der Mutter (z.B. Lamb & Stevenson, 1978). Im Verlaufe des zweiten Lebensjahres zeigen sich deutliche Unterschiede im Verhalten von Müttern und Vätern ihren Kleinkindern gegenüber: im Einklang mit dem männlichen Rollenstereotyp geben Väter ihren Kindern mehr Anregungen in körperlicher Hinsicht, besonders wenn es sich um Söhne handelt, mit denen sie gegen Ende des zweiten Lebensjahres mehr als doppelt so viele physische Aktivitäten vollziehen als mit ihren Töchtern. Da sich im mütterlichen Verhalten nicht so ausgeprägte geschlechtsspezifische Differenzierungen zeigen, auch nicht in Ein-Kind-Familien (z.B. Katz & Boswell, 1986), ist die Vermutung naheliegend, daß - zumindest in den ersten Lebensjahren - die Väter stärker zur Geschlechtsstereotypisierung der Kinder beitragen als die Mütter (vgl. Meulenbelt, 1984). Daß zweijährige Jungen in Interaktionssituationen ihre Väter bevorzugten, während die Mehrzahl der Mädchen die Mütter präferierte, fand Lamb (1978) in seinen Beobachtungsstudien heraus. Er gelangte zu der Auffassung, daß Väter durch ihr Verhalten dazu beitragen, daß sich die Attraktion des gleichgeschlechtlichen Elternteils in den Augen der Kinder erhöht, was allmählich dazu führt, daß Jungen sich lieber mit den Vätern und Mädchen lieber mit den Müttern beschäftigen.

Erstaunlicherweise wurden bis heute kaum Untersuchungen durchgeführt, die sich ausführlicher damit befassen, welche Art von Beschäftigungen zwischen Eltern und Kleinkindern vorzugsweise ablaufen. Einige Anhaltspunkte sprechen dafür, daß Väter weniger sprechen und Bewegungs- und Berührungsspiele bevorzugen und Mütter, wenn sie gerade einmal nicht versorgend tätig sind, konventionelle Spiele (Ja wo ist sie denn - Kuckuck!) oder kurze Episoden mit Spielmaterial vorziehen (vgl. Keller, 1979). Daß Väter weniger mit ihren Kleinkindern sprechen gilt besonders dann, wenn diese männlichen Geschlechtes sind;

Mütter machen diese Unterscheidung nicht und beschäftigen sich mit ihren Söhnen auch im zweiten Lebensjahr noch genauso lange wie mit ihren Töchtern (Lamb, 1978a).

Betont werden muß, daß alle zitierten Forschungsergebnisse sich auf den "Normalfall" beziehen: der Vater ist berufstätig und die Mutter "primäre Pflegeperson", d.h. zuständig für die Versorgung des Kindes/der Kinder und den Haushalt. Diese Rollenverteilung wird vor allem dann aufrecht erhalten, wenn ein zweites Kind das Licht der Welt erblickt, was - statistisch betrachtet - am häufigsten der Fall ist, wenn das erstgeborene Kind ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat.

Die weitere Entwicklung in Zwei-Kind-Familien

Eine ganze Reihe von Studien haben sich mit der Entwicklung geschwisterlicher Interaktionen befaßt und geschlechtsspezifische Differenzierungen nur am Rande berücksichtigt (z.B. Schütze, 1986, Abramovitch et al., 1986, Dunn & Kendrick, 1981a).

In den meisten Untersuchungen wurde dokumentiert, daß Mütter mit gleichgeschlechtlichen Geschwisterpaaren sich in punkto Freundlichkeit konsistenter verhalten als Mütter mit ungleichgeschlechtlichen Geschwisterpaaren. Abramovitch et al. (1986) äußern in diesem Zusammenhang die Vermutung, daß die ungleiche Behandlung durch die Mutter dazu beiträgt, daß sich zwischen Bruder und Schwester mehr Eifersucht und Gegensätzlichkeiten aufbauen.

Die Analyse von Interaktionsprozessen wird durch die Notwendigkeit erschwert, daß triadische bzw. tetradische Beziehungsgeflecht älteres Geschwister-jüngeres Geschwister-Mutter-Vater in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen. Diese Tatsache wird durch ein von Dunn und Kendrick (1981) vorgelegtes Ergebnis untermauert: Erstgeborene Mädchen, die in den Wochen nach der Geburt des jüngeren Geschwisters von der Mutter besondere Zuwendung und nur selten Einschränkungen erfahren hatten, verhielten sich das ganze folgende Jahr relativ unfreundlich und ablehnend dem jüngeren Geschwister gegenüber. Zum Beobachtungszeitpunkt 14 Monate nach der Geburt des jüngeren Kindes war auch dessen Verhalten dem älteren Geschwister gegenüber besonders negativ getönt.

In einer Reihe weiterer Studien fanden sich Hinweise darauf, daß unterschiedliches mütterliches Verhalten vor allem vom Geschlecht des älteren Geschwisters beeinflusst wird: Mütter erklären ihren jüngeren Kindern häufiger etwas und geben ihnen insgesamt mehr Feedback, wenn das ältere Geschwister ein Bruder ist. Nicht auszuschließen ist, daß sich hier die Neigung der Mütter manifestiert, der älteren Tochter - den Leitlinien des traditionellen weiblichen Geschlechtsrollenstereotyps folgend - einen Teil des Erziehungs- und Versorgungsgeschäftes zu übertragen (vgl. Kasten, 1993).

In einer Studie von Kendrick & Dunn (1983), ergaben sich weitere Anhaltspunkte dafür, daß insbesondere das Geschlecht des älteren Kindes das Verhalten der Mutter bezogen auf die

beiden Geschwister bestimmt: Wenn es sich beim erstgeborenen Kind um einen Sohn handelte, waren die Mütter viel konsistenter in ihrer Reaktion auf aggressives Verhalten, das sie durchgängig ablehnten und bestrafte (auch bei der jüngeren Tochter). Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Mütter auf die Aggression ihrer Erstgeborenen mit dem Aufbau einer aggressiv getönten Haltung diesen gegenüber reagierten. Wenn es sich bei den erstgeborenen Kindern um Töchter handelte, zeigten Mütter keine derartige konsistente Haltung. Die gefundenen Korrelationen erlauben eher die Interpretation, daß das Verhalten der Töchter das mütterliche stärker beeinflusste als umgekehrt. In einer Untersuchung von Blakemore (1990) wurde nachgewiesen, daß ältere (drei- bis siebenjährige) Schwestern mit ihrem jüngeren, knapp einjährigen Geschwister häufiger als ältere Brüder in positiver Weise Kontakt aufnahmen und unterhielten. Auf diesen Geschlechtsunterschied scheint sich das differenzielle mütterliche Verhalten gegenüber erstgeborenen Jungen bzw. Mädchen nicht auszuwirken.

Mit Zusammenhängen zwischen elterlichem Verhalten und geschwisterlicher Kommunikation befaßte sich die Untersuchung von Austin et al. (1987). Die Autorinnen konnten zeigen, daß elterliche Äußerungen mit dem Ziel, die Geschwister zu mehr Kommunikation zu ermuntern, sich häufiger auf Mädchen beziehen und dementsprechend am häufigsten vorkommen, wenn beide Geschwister weiblich sind. Väter waren noch aktiver als Mütter, was die erwähnten Ermunterungen betrifft. Wenn beide Eltern gleichzeitig mit den Geschwistern interagierten, verschwand dieser Unterschied jedoch.

Lamb (1985) konnte schon früher zeigen, daß sich das Sozialverhalten zwischen den Geschwistern im Verlaufe des zweiten Lebensjahres des jüngeren Geschwisters weiter stabilisiert. Ältere (drei bis sechs Jahre alte) Geschwister übernehmen zunehmend häufiger die dominante Rolle des Anregers, Anstifters und Vorbildes, während jüngere Geschwister meist folgsam sind bzw. nachahmend. Ältere Mädchen erweisen sich ihren jüngeren Geschwistern gegenüber insgesamt als sozialer und freundlicher eingestellt als ältere Jungen. Jüngere Brüder sind dementsprechend auch eher bereit von ihren älteren Schwestern Anleitung, Unterrichtung und Unterstützung anzunehmen als jüngere Brüder von ihren älteren Brüdern. Von einigen Autoren wird hier die Wirksamkeit eines Berufsrollenstereotyps unterstellt: in den meisten westlichen Industrieländern sind für die familiäre und außerfamiliäre Erziehung in den ersten Lebensjahren vor allem Frauen zuständig. Das führt dazu, daß Kinder schon im Kindergartenalter, was Lehr-Lern-Situationen betrifft, an das weibliche Geschlecht gewöhnt sind und daher von ihren älteren Schwestern bereitwilliger Belehrung und Beaufsichtigung akzeptieren. In den meisten Untersuchungen konnte nämlich auch belegt werden, daß Konkurrieren und Rivalisieren sich vor allem zwischen Brüdern bzw. Geschwisterpaaren mit einem älteren Bruder abspielt (z.B. Vandell et al., 1987).

Wenn das jüngere Geschwister das Kindergartenalter erreicht, kommt es - besonders in Familien mit einem weiblichen älteren Geschwister - recht häufig vor, daß sich die Mutter etwas zurücknimmt und der älteren Schwester ein Stück der Versorgung und Betreuung des kleinen Bruders/der kleinen Schwester überläßt. Bryant & Crockenberg (1980) konnten

nachweisen, daß ältere Schwestern bereitwilliger als ältere Brüder die Vertretung der Mutterrolle übernehmen.

Was das differenzielle geschlechtsspezifische elterliche Verhalten nach der Geburt des zweiten (oder eines weiteren) Kindes in der Familie betrifft, so wird in den meisten Untersuchungen i.a. eine weitere Zunahme der traditionellen Aufgabenverteilung zwischen den Ehepartnern dokumentiert: die Mutter ist im wesentlichen zuständig für die Kindererziehung, der Vater für das Geldverdienen. Seine - quantitativ abnehmenden - Kontakte zu den Kindern beschränken sich auf den Abend und das Wochenende. In egalitärer orientierten Partnerschaften bemüht sich der Mann um eine Entlastung seiner Partnerin zumindest in den aufreibenden Wochen nach der Geburt des zweiten Kindes, während derer er sich verstärkt um das ältere Geschwister kümmert (z.B. Brüderl 1989, Hyde et al. 1993).

Mit der interessanten Frage, wie sich die auf die Kinder bezogenen geschlechtsspezifischen, elterlichen Interaktionen in qualitativer Hinsicht verändern, wenn ein Geschwister geboren wird, hat sich die Forschung bis heute nur am Rande beschäftigt. Es finden sich einige Anhaltspunkte dafür, daß in ungleichgeschlechtlichen Mehr-Geschwister-Familien eine stärkere Geschlechtsrollendifferenzierung stattfindet als in gleichgeschlechtlichen und daß Brüder bzw. männliche Geschwisterreihen eine traditionellere Geschlechtsrollenerziehung erfahren als Schwestern bzw. weibliche Geschwisterreihen (Meulenbelt, 1984).

Besonderheiten in Ein-Kind-Familien

Die amerikanische Psychologin Phyllis A. Katz, die ein die Lebensspanne umgreifendes Modell der Geschlechtsrollenentwicklung vorlegte (z.B. Katz, 1986), fand in ihren Untersuchungen Anhaltspunkte dafür, daß sich Einzelkinder in ihrer Geschlechtsrollenentwicklung und in ihrem Geschlechtsrollenverhalten von Geschwisterkindern unterscheiden: (1) Männliche Einzelkinder kennen sich im Hinblick auf die Inhalte von Geschlechtsrollenstereotypen besonders gut aus, (2) männliche und weibliche Einzelkinder identifizieren sich häufiger und stärker mit in Medien präsentierten Figuren und Helden als Kinder, die mit Geschwistern aufwachsen, (3) weibliche Einzelkinder zeigen ein flexibleres Geschlechtsrollenverhalten als weibliche Geschwisterkinder, männliche Einzelkinder orientieren sich besonders stark am Geschlechtsrollenstereotyp. Katz konnte zeigen, daß männliche Einzelkinder schon im Kindergarten- und Vorschulalter uneinheitlicheren, widersprüchlicheren Erziehungs- und Sozialisationseinflüssen ausgesetzt sind als weibliche Einzelkinder. Dies rührt vor allem daher, daß ihre Mütter häufig eine liberalere Geschlechtsrollenerziehung praktizieren als ihre Väter. Diese erreichen oft besonders hohe "Männlichkeits"-Werte auf Geschlechtsrollenstereotyp-Skalen (z.B. Bem, 1984) und sehen es nicht gern, wenn ihre Söhne sich mit "Mädchen"-Sachen beschäftigen. Sie praktizieren nicht selten ein wenig flexibles, auf Rollenkonformität hin orientiertes Erziehungsverhalten. EinzelkindJungen schätzen ihre gleichaltrigen Spielfreunde zwar als flexibel ein, aber nicht als tolerant gegenüber abweichendem Geschlechtsrollenverhalten. Einzelkind-Mädchen geht es

demgegenüber besser: ihre Mütter, Väter und gleichaltrigen Spielfreunde verhalten sich durchgängig toleranter und haben auch mehr Verständnis für "androgynes" (zwitteriges) Verhalten und das gleichzeitige Vorhandensein von "männlichen" und "weiblichen" Geschlechtsrollenmerkmalen (vgl. Katz & Boswell, 1984).

Eltern von weiblichen Einzelkindern unterscheiden sich in einigen wesentlichen Punkten von anderen Eltern: (1) Bei ihren Mädchen legen sie weniger Gewicht auf geschlechtsrollenkongformes Verhalten, (2) in ihrem eigenen Geschlechtsrollenverhalten sind sie liberaler und weniger stark am Stereotyp orientiert und (3) im Hinblick auf ihre Familienplanung fühlen sie sich stärkeren Rechtfertigungszwängen ausgesetzt als andere Eltern. (Nachgewiesen werden konnte auch, daß Eltern mit zwei oder mehreren Kindern häufiger negative Ansichten über die Ein-Kind-Familie äußern.)

Wandel der Geschlechtsrollen?

Trautner und Mitarbeiter/innen (z.B. 1992) fanden in ihrer Längsschnittstudie an Kindern vom vierten bis zehnten Lebensjahr Widersprüche zwischen den Erwartungen der Eltern und ihrem Rollenverhalten: Obwohl die Erwartungen der Eltern bezogen auf ihre Kinder eher androgyn waren (d.h. für Mädchen wurden auch "maskuline" Eigenschaften als wünschenswert erachtet, für Jungen auch "feminine"), praktizierten sie über weite Strecken eine traditionell orientierte Geschlechtsrollenerziehung. Trautners Studie belegte eine Abnahme der relativ rigiden Geschlechtsrollenorientierung der Kinder im Verlaufe der Grundschuljahre. Ob diese Rigiditätsabnahme in Zusammenhang gebracht werden kann mit dem zunehmenden Einfluß von Spielfreunden und Medien und dem gleichzeitig abnehmenden Einfluß der Eltern, bleibt offen.

In einer ganzen Reihe weiterer Untersuchungen finden sich Belege dafür, daß berufstätige Mütter bzw. Mütter, denen die Rückkehr ins Berufsleben zentrales Anliegen ist, eine liberalere, weniger traditionelle Auffassung von Männlichkeit und Weiblichkeit vertreten als "Nur-Hausfrauen". Berufstätige Mütter legen z.B. bei ihren Töchtern größeren Wert auf "männliche" Eigenschaften, wie Selbständigkeit und Durchsetzungsvermögen (z.B. Oakley, 1981, Parry, 1987).

Bezieht man ein, daß seit ungefähr drei Jahrzehnten in der Hauptsache von der Frauenbewegung getragene Aktivitäten nicht nur im Bereich der Familienerziehung ihren Niederschlag gefunden haben, so ist die Schlußfolgerung nicht von der Hand zu weisen, daß Veränderungen im Bereich der Geschlechtsrollenentwicklung vor allem von Müttern und Töchtern bewirkt werden. Die bei vielen Vätern zu registrierende "Homophobie", d.h. die Angst ihre Söhne könnten homosexuell werden, trägt zur konservativen Geschlechtsrollenerziehung bei. Teilweise argwöhnisch beobachten Väter noch heute, ob ihre Söhne auch wirklich kein Zeichen weiblichen Verhaltens zeigen, was - gängigen Vorurteilen zufolge - auf eine homosexuelle Entwicklungsgefährdung hindeuten könnte (Meulenbelt, 1984). Für Väter der Unterschicht gilt in besonderem Maße, daß sie großen Wert darauf legen, daß sich ihre Tochter schon früh wie eine "richtige Frau" verhält. Sie freuen sich über Anzeichen weiblicher

Koketterie bei den kleinen Mädchen und flirten mit ihnen, was - insbesondere nach Auffassung feministischer Autorinnen - der Gefahr inzestuöser, sexueller Übergriffe Vorschub leistet (vgl. Scheu, 1977).

Da Väter bis heute - insgesamt betrachtet - zumindest in der frühen Kindheit i.d.R. in geringerem Umfang mit Erziehungsaufgaben befaßt sind als Mütter, ist die Vermutung naheliegend, daß es für Jungen schwerer ist als für Mädchen eine Vorstellung von angemessenem Geschlechtsrollenverhalten zu entwickeln. Jungen haben es in den ersten Lebensjahren in der Hauptsache immer noch mit weiblichen Bezugspersonen zu tun, auch im Kindergarten und während der Grundschulzeit bleibt das i.a. so. Einige Autoren meinen, daß der Mangel an männlichem Vorbildverhalten in der Familie dazu führt, daß sich Jungen schon frühzeitig stärker an Medien und älteren Spielfreunden orientieren (vgl. Hartley, 1974). Nicht von der Hand zu weisen ist in diesem Zusammenhang die Überlegung, daß innerhalb der Familie neben Einflüssen der Eltern noch andere Faktoren die Geschlechtsrollenentwicklung der Kinder mitbestimmen:

Allgemein anerkannt wird, daß Medien eine wichtige Rolle spielen. Mehrfach experimentell belegt wurde, daß via Medien präsentiertes Vorbildverhalten von Kindern direkt übernommen wird (vgl. Groebel & Winterhoff-Spurk, 1989).

Stellt man in Rechnung, daß im kommerziellen Kinderfernsehen, in der Werbung und in Kinderbüchern i.d.R. sehr traditionelle Geschlechtsrolleninhalte präsentiert werden, so liegt die Schlußfolgerung nahe, daß die Medien eher zum Aufbau einer konservativen Geschlechtsrollenorientierung beitragen. Es fehlen jedoch die harten Untersuchungsbefunde, welche diese Folgerung untermauern und es muß im Auge behalten werden, daß Medieneinflüsse nicht isoliert wirksam werden, sondern im Gesamtzusammenhang familialer und außerfamilialer Sozialisationsbedingungen. Eltern dürften in der frühen Kindheit sicher eine bedeutsamere Rolle spielen als Medien: sie entscheiden oder bestimmen zumindest mit, welche Inhalte über die verschiedenen Medien an ihre Kinder herangetragen werden. Katz & Boswell (1986) konnten in ihrer Untersuchung bestätigen, daß geschlechtsrollenbezogene Medieneinflüsse im Laufe der mittleren und späten Kindheit zunehmen und auf männliche und weibliche Einzelkinder einen größeren Effekt ausüben als auf Geschwisterkinder. Letztgenannte Tatsache dürfte in Verbindung damit zu bringen sein, daß in vielen Ein-Kind-Familien dem Nachwuchs ein reichhaltigeres Medienangebot zur Verfügung steht, andererseits aber auch - wenn die Eltern beide berufstätig sind - weniger Zeit für die Betreuung der Kinder vorhanden ist.

Spielzeug/-material, Kinderzimmereinrichtung, Kleidung

Mit Einflüssen materiell-ökologischer Bestandteile der familialen kindlichen Umwelt auf die Geschlechtsrollenentwicklung hat sich die empirische Forschung nur sehr sporadisch beschäftigt: Pomerleau et al. (1990) verglichen die Umwelten von je 120 männlichen und weiblichen Kleinkindern und fand heraus, daß Jungen häufiger mit Sportgeräten, Werkzeugen

und fahrbaren Vehikeln aller Art ausgestattet werden, Mädchen dagegen erhalten häufiger Puppen, Figuren der verschiedensten Art und Nachbildungen von Gerätschaften für Haushalt und Küche. Die amerikanische Psychologin Greenglass (1986) meint in diesem Zusammenhang, daß das Jungen zur Verfügung gestellte Material eine Tendenz weg vom Haus unterstützt; Mädchen erfahren dagegen durch das ihnen angebotene Spielmaterial eine Verstärkung im Hinblick auf Aktivitäten im Haus. Angenommen werden kann, daß Eltern dadurch, daß sie ihren Söhnen und Töchtern unterschiedliches Spielmaterial und Spielzeug zur Verfügung stellen, geschlechtsspezifische Erwartungen zum Ausdruck bringen. Gefunden wurde weiter, daß Mädchen häufiger rosafarbene und buntgemusterte Kleidung, Schmuck und Bänder und Schleifen in den Haaren tragen; Jungen werden dagegen häufiger einfarbig (bevorzugte Farben: blau, weiß, rot) angezogen. Spielzeug und Spielmaterial für Kinder wird häufiger von weiblichen Personen gekauft.

Daß sich hochbegabte Jungen und Mädchen im Grundschulalter im Hinblick auf ihre Spielzeugwahl und Spielinteressen weniger geschlechtsrollenkonform verhalten als durchschnittlich begabte Kinder - wie in der Hochbegabtenliteratur häufig angenommen wird - konnten Rost & Hanses (1992) nicht bestätigen. Das in den Familien der Hochbegabten vorhandene Spielzeug und seine Art der Nutzung durch die Kinder ist genauso geschlechtsrollenkonform wie in Durchschnittsfamilien.

Für die Vermutung, daß nicht geschlechtsrollenkonformes Spielzeug zum Aufbau einer weniger traditionellen Geschlechtsrollenorientierung beitragen kann, lassen sich einige bestätigende Forschungsbefunde ins Feld führen: Computerinteressen von Mädchen werden positiv beeinflusst, verstärkt und ausgebaut, wenn ein eigener Computer vorhanden ist bzw. Zugang zu einem solchen in der Familie besteht (vgl. Metz-Goeckel et al., 1991, Arbinger & Bannert, 1993).

Der Befund, daß weibliche Grundschulkindern etwas häufiger als männliche Grundschulkindern ein Haustier in ihrer Familie haben (Hartmann & Rost, 1994), könnte dann natürlich so interpretiert werden, daß Mädchen durch pflegerischen und fürsorglichen Umgang mit Haustieren in ihrer traditionellen Geschlechtsrolle bestärkt werden.

Da die Forschung und Theoriebildung in diesem Teilbereich der Ökopsychologie und -soziologie noch ganz am Anfang steht, läßt sich zusammenfassend lediglich festhalten, daß eine Beteiligung der materiell-ökologischen Qualitäten der familialen Umwelt am Aufbau der kindlichen Geschlechtsrolle in Rechnung gestellt werden muß.

Auswirkungen der Familienstruktur

Die Besonderheiten von Ein-Kind- und Mehr-Kind-Familien im Hinblick auf die Geschlechtsrollenentwicklung wurden bereits kurz gestreift. Im folgenden geht es um Studien, die sich mit der Frage befassen, wie sich die vorübergehende oder ständige Abwesenheit eines Elternteils auf die Geschlechtsrollenentwicklung auswirkt.

Angerer (1989) untersuchte in ihrer Dissertation den Einfluß der variablen Familienharmonie und Familienstatus (geschiedene, wiederverheiratete und intakte Familien) auf die Geschlechtsrollenentwicklung. Sie fand heraus, daß Kinder aus geschiedenen Familien (besonders Jungen) eine überaus angemessene Geschlechtsrollenorientierung zeigen; überraschenderweise hatte die Familienharmonie keinen Einfluß auf die Geschlechtsrollenorientierung. Kinder aus geschiedenen Familien identifizierten sich weniger mit dem Vater als Kinder aus intakten und wiederverheirateten Familien. Jungen aus disharmonischen Familien identifizierten sich stärker mit ihren Vätern als Mädchen. Die Identifikation von Mädchen mit der Mutter wurde hingegen durch Familienharmonie begünstigt.

Die in einigen nordamerikanischen Untersuchungen zutage geförderten Ergebnisse gehen in eine ähnliche Richtung: Brenes et al. (1985) verglichen die Geschlechtsrollenentwicklung von Vorschulkindern aus Zwei-Eltern- bzw. Ein-Eltern-Familien. Es zeigte sich, daß Kinder aus Ein-Eltern-Familien ein differenzierteres Wissen über Geschlechtsrollenstereotype besaßen, insbesondere die Qualitäten der maskulinen Rolle gut kannten, aber in ihrem eigenen Spielzeuggebrauch wenig am Rollenstereotyp orientiert waren. Weiter wurde gefunden, daß Jungen aus Zwei-Eltern-Familien häufiger mit typisch männlichen Spielsachen spielten als Jungen aus Ein-Eltern-Familien; letztere spielten aber mit typischem Mädchenspielzeug auch äußerst selten. Die Kinder unterschieden sich nicht im Hinblick auf ihr Wissen über androgyne Geschlechtsrollenmerkmale und im Hinblick auf ihre Kenntnisse über das Konzept der männlichen und weiblichen Geschlechtsidentität.

Daß sich Kinder aus unvollständigen bzw. nicht intakten Familien besser auskennen in Geschlechtsrollenstereotypen, jedoch häufig eine weniger rigide und traditionell orientierte Geschlechtsrollenorientierung aufweisen als Kinder aus intakten Familien, wurde mehrfach nachgewiesen. Möglicherweise läßt sich dieser Befund plausibel machen durch Verweis auf die Tatsache, daß Kinder aus unvollständigen Familien, um ihre besondere Situation zu verstehen, Vergleiche ziehen zur Rollenverteilung in "normalen Familien". Außerdem kann davon ausgegangen werden, daß die besondere Lebenssituation in unvollständigen Familien von allen Mitgliedern eine relativ flexible Vorgehensweise bei der Bewältigung der Aufgaben des Alltags verlangt.

Auswirkungen spezieller Familienvariablen

Die im folgenden zusammengestellten Forschungsarbeiten machen auf einige interessante Zusammenhänge zwischen besonderen Familienvariablen und der kindlichen Geschlechtsrollenentwicklung aufmerksam.

Austin & Braeger (1990) konnten zeigen, daß Väter und Mütter die Interaktionen männlicher und weiblicher Geschwister ganz unterschiedlich bekräftigen: Väter verstärken und unterstützen akkommodatives (d.h. aktiv veränderndes) Verhalten ihrer Söhne und Mütter

ermutigen und verstärken assimilatives (d.h. sich flexibel anpassendes) Verhalten ihrer Töchter.

Hein & Lewko (1994) untersuchten die differenziellen Auswirkungen autoritativen elterlichen Erziehungsverhaltens auf Jungen und Mädchen: bei Jungen wird durch autoritatives Elternverhalten vor allem die Leistungsmotivation, bei Mädchen dagegen stärker die Familienbezogenheit und zwischenmenschliche Kompetenz gefördert.

Daß sich unzulängliche mütterliche Einfühlung und Sensibilität unterschiedlich auf männliche und weibliche Kleinkinder auswirkt, demonstrierten Shaw et al. (1994) in ihrer Studie: Jungen (zwei bis drei Jahre alt) reagierten mit aggressivem bzw. aufmerksamkeitssuchenden Verhalten und Ungehorsam, Mädchen (im Alter von drei Jahren) dagegen häufiger mit Externalisierungs- und Internalisierungsproblemen.

Daß Mütter in patriarchal organisierten Familien ihre Töchter stärker einschränken und kontrollieren als ihre Söhne, untermauert die Untersuchung von Hagan et al. (1988).

Werrbach et al. (1992) konnten nachweisen, daß sich ein Abnehmen der Verbundenheit zwischen Vater und Sohn im Verlaufe der Adoleszenz auf das Geschlechtsrollenkonzept des Sohnes auswirkt. Väter, die sich im Verlaufe der Jugendjahre zunehmend weniger mit ihren Söhnen beschäftigen und diese auch innerlich abnabeln, tragen zu einer größeren Reflexivität der Söhne im Hinblick auf deren eigene Geschlechtsrolle bei.

Krohne und Mitarbeiter (1986) konnten zeigen, daß ein elterlicher Erziehungsstil, der durch häufige und inkonsistente negative Rückmeldungen und Lobverzicht charakterisiert ist, bei Mädchen und insbesondere bei Jungen eine hohe Ängstlichkeit induziert. Belegt wurde auch, daß mütterlicher Verzicht auf Einschränkung und konsistente mütterliche Unterstützung besonders bei Mädchen zur Entwicklung kognitiver Kompetenzen beiträgt.

Zusammenfassend festgehalten werden kann, daß sich ein kohärentes Bild über die differenziellen Effekte elterlicher erzieherischer Maßnahmen auf das Geschlechtsrollenverhalten ihrer Jungen und Mädchen zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht rekonstruieren läßt.

Späte Kindheit, Pubertät und Adoleszenz

Längsschnittuntersuchungen, die speziell familiäre Einflüsse auf die Geschlechtsrollenentwicklung über einen größeren Entwicklungsabschnitt hinweg verfolgen, wurden bis heute nicht durchgeführt. In Trautners Längsschnittprojekt (z.B. 1992a), das der Frage nachging, wie Kinder zwischen dem vierten und zehnten Lebensjahr die eigene Geschlechtstypisierung sowie die Geschlechterdifferenzierung in ihrer sozialen Umwelt wahrnehmen und verarbeiten, wurden Familienvariablen lediglich am Rande berücksichtigt. Nachgewiesen werden konnte, daß Jungen die Geschlechterdifferenzierung stärker betonen

als Mädchen, daß sich die Entwicklungsprozesse der Geschlechtstypisierung von Jungen und Mädchen weitgehend ähneln und daß die zunächst sehr rigide Geschlechtsrollenorientierung zunehmend flexibler wird.

In Korrelationsstudien wurde auf eine Reihe interessanter Zusammenhänge aufmerksam gemacht: Mädchen (ca. zehn Jahre) reagieren auf mütterliche Depressionssymptome selbst mit Depressivität und erhöhter Rollenübernahmefähigkeit, Jungen (ca. zehn Jahre) dagegen häufiger mit Internalisierungs- und Externalisierungsproblemen (Kershner & Cohen, (1992). Was die Ausbildung typisch maskuliner und typisch femininer Merkmale bei ihren heranwachsenden Kindern angeht, so erweisen sich die jeweils gleichgeschlechtlichen Elternteile als etwas effizientere Moderatoren (Jackson et al., 1986). Die im Verlaufe des Jugendalters zu lösende Entwicklungsaufgabe der Ablösung und Individuation wird Jungen in der Familie leichter gemacht als Mädchen (Elise, 1991). Mädchen sind häufiger enger gebunden an ihre Mütter als Jungen an ihre Väter (Gavazzi & Sabatelli, 1990). Mädchen erfahren mehr elterliche Zudringlichkeit und werden finanziell stärker abhängig gehalten als Jungen (Gavazzi & Sabatelli, 1990). Weibliche Jugendliche, die in traditionell orientierten, katholischen Unterschichtfamilien aufwachsen, beabsichtigen früher zu heiraten und wollen mehr Kinder haben, als Mädchen aus liberaler orientierten Mittelschicht-Familien (Wrigley & Stokes, 1977).

Tillmann (1990) stellt zusammenfassend Ergebnisse der empirischen Familienforschung aus den siebziger und achtziger Jahren dar, in denen dokumentiert wird, daß die familiären Lebenssituationen jugendlicher Mädchen stärker konfliktgeladen sind als die von Jungen: nach wie vor scheint die Mutter eine zentrale Rolle in der familiären Kommunikation zu spielen und der Vater eher im Hintergrund zu bleiben; die vergleichsweise besonders enge und teilweise innige Mutter-Tochter-Beziehung trägt dazu bei, daß weiblichen Jugendlichen die Ablösung erschwert wird. Zu registrieren ist nach wie vor eine traditionelle Rollenaufteilung bei der Hausarbeit: weit mehr Haushaltshilfe als von den Söhnen wird von den heranwachsenden Töchtern gefordert, was nicht selten zu massiven Konflikten zwischen Töchtern und Müttern beiträgt. Bei jugendlichen Mädchen werden das abendliche Ausgehen und gegengeschlechtliche Freundschaften deutlich stärker kontrolliert als bei männlichen Jugendlichen, woraus weitere Konflikte entstehen können.

Eindeutige Entwicklungsregelmäßigkeiten lassen sich auf der Grundlage des gegenwärtigen Forschungsstandes nur schwer ausfindig machen. Es zeichnet sich ab, daß in der späteren Kindheit und im Jugendalter vor allem normative, gesellschaftlich bedingte Vorgaben, die teilweise schichtspezifisch variieren und in der Schule und durch die Clique, Freunde und Medien vermittelt werden, die Geschlechtsrollenentwicklung entscheidend mitbestimmen.

Integrative Modelle der Geschlechtsrollen-Sozialisation

In den Achtzigern und zu Beginn der neunziger Jahre wurden einige integrative Modelle der Geschlechtsrollenentwicklung zur Diskussion gestellt: Metz-Goeckel (1988) reformuliert die psychoanalytische Sichtweise der unterschiedlichen Geschlechtsidentität von Jungen und Mädchen. Die Autorin plädiert dafür, das Geschlechterverhältnis in seiner strukturellen Verankerung zu analysieren und dabei vor allem die soziale Organisation der Elternschaft zu problematisieren. Sie stellt der traditionellen Konzeption von "Zweigeschlechtlichkeit als kulturellem System" eine Geschlechtsambiguität gegenüber, die beide Geschlechter als Verwirklichungsmöglichkeit umfaßt.

Stärker an direkter empirischer Umsetzbarkeit orientiert ist das von Deaux & Major (1987) vorgelegte Modell, in dem eine Reihe miteinander in Verbindung stehender Komponenten unterschieden werden: Erwartungen anderer (Bezugspersonen), Erwartungen bestätigende innere Vorgänge auf Seiten des Individuums, Selbstverwirklichungsprozesse, Strategien der Selbstpräsentation und situative Hinweiszeichen. Die beiden Autoren verweisen auf eine Reihe von Forschungsbefunden, welche einige der von ihrem Modell ableitbaren Annahmen stützen.

In der Tradition des symbolischen Interaktionismus steht ein von Cahill (1980) präsentiertes Modell. Es geht davon aus, daß sich auf der Grundlage der Mutter-Kind-Interaktionen, in denen auch geschlechtsspezifische Etikettierungen stattfinden, Vorläuferformen der Geschlechtsidentität im Kind ausbilden. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung sucht das Kind seine Geschlechtsidentität aktiv durch soziale Interaktionen weiter zu festigen. Der Autor skizziert eine Stufenfolge der Geschlechtsidentitätsausbildung und weist auf Möglichkeiten der empirischen Erfassung hin.

Poerzgen (1991) stellt ein erweitertes Modell der Entstehung der Geschlechtsidentität zur Diskussion. Es unterscheidet zwischen Komponenten und Relationen im Prozeß der geschlechtlichen Selbstidentifikation. Dabei wird Geschlechtsidentität als Resultat einer aktiven Informationsverarbeitung und aktiver, freiwilliger Verpflichtungen (commitments) in konkreten sozialen Interaktionen konzipiert. Auch Trautner (1991) beschäftigt sich mit einem integrativen Prozeßmodell der Entwicklung der Geschlechtstypisierung. Aus seiner Sicht können die einzelnen Variablen der Geschlechtstypisierung als verschiedene Komponenten eines komplexen Entwicklungsprozesses der Wahrnehmung und Verarbeitung der Geschlechterdifferenzierung durch das Individuum in seiner sozialen Umwelt angesehen werden. Dabei scheinen die kognitiven Anteile der Geschlechtstypisierung eng an bestimmte kognitive Voraussetzungen gebunden zu sein. Dagegen erfolgt die inhaltliche Ausfüllung von männlich und weiblich primär nach den in der sozialen Umwelt wahrgenommenen Unterschieden und ihrer sozialen Bedeutung. Biologische, soziale und individuelle Faktoren wirken hierbei zusammen (vgl. Trautner, 1991, S. 409).

Festzuhalten ist, daß mit der sukzessiven empirischen Umsetzung eines integrativen Modells erst ansatzweise begonnen worden ist (z.B. Katz & Boswell, 1984).

Wissen über Geschlechtsrollenstereotype und Handeln nach Geschlechtsstereotypen

In unserer Zeit der sich wandelnden Geschlechtsrollen ist die Frage, auf welche Weise Kenntnisse über Geschlechtsrollenstereotype erworben und in welchem Ausmaß die erworbenen Kenntnisse verhaltensbestimmend werden, von besonderem Interesse.

Auf der Grundlage einer Längsschnittuntersuchung an vier- bis zehnjährigen Jungen und Mädchen aus dem Rhein-Main-Gebiet konnten Trautner und Mitarbeiter/innen ihre Auffassung untermauern, daß sich die Geschlechtsrollen-Stereotypisierung im allgemeinen in drei aufeinanderfolgenden Phasen vollzieht:

Phase der Unkenntnis und Unsicherheit: Kinder im Alter von vier Jahren (und natürlich auch jüngere Kinder) sind sich teilweise noch nicht sicher, welche Verhaltensweisen und Persönlichkeitseigenschaften für das männliche bzw. weibliche Geschlecht angemessen sind. Vorgegeben wurden den Kindern z.B. Aussagen, wie

Es gibt Kinder, die

- mit Lastautos spielen,
- mit Hämmern und Schraubenziehern spielen,
- dem Vater beim Handwerken helfen,
- Cowboy und Indianer spielen (= "maskuline" Verhaltensweisen).

Es gibt Kinder, die

- oft weinen,
- schön aussehen und anderen gefallen wollen,
- oft Angst haben,
- zärtlich sind (= "feminine" Persönlichkeitseigenschaften; vgl. Trautner, 1991, S. 341).

Es zeigte sich, daß die Kinder hin und wieder eine Aussage dem "falschen" Geschlecht zuordneten.

Phase der starren, unflexiblen Stereotypisierung: Bis zum Alter von ungefähr sechs Jahren nimmt das Wissen der Kinder über die in unserer Gesellschaft geltenden Geschlechtsrollenstereotype zu, gleichzeitig zeigen sie aber auch immer deutlicher eine Neigung zur starren, unflexiblen Zuordnung von Merkmalen zum Stereotyp: **Nur** Jungen spielen mit Lastautos und helfen dem Vater beim Handwerken, **nur** Mädchen haben oft Angst und sind immer zärtlich. Oder umgekehrt: Jungen weinen **nie** und wollen **nie** schön aussehen und anderen gefallen, Mädchen spielen **nie** Cowboy und Indianer und **nie** mit Hämmern und Schraubenziehern.

Phase der flexiblen und/oder geschlechtsneutralen Zuordnungen: Im Verlaufe der Grundschuljahre werden die Zuordnungen der Kinder immer flexibler. Nicht nur Jungen, sondern auch manche Mädchen sind stark und mutig; nicht nur Mädchen, sondern auch

Jungen weinen manchmal. Die Kinder treffen auch immer häufiger geschlechtsneutrale Zuordnungen: Mädchen und auch Jungen helfen der Mutter bei der Hausarbeit. Jungen und auch Mädchen basteln Schiffe und Modellflugzeuge.

Nicht auszuschließen ist, daß im Verlaufe der weiteren Entwicklung, z.B. in der späten Kindheit und Pubertät, die Flexibilität der Zuordnungen wieder abnimmt. Bekanntlich können in diesem Entwicklungsabschnitt Jungen und Mädchen nicht viel miteinander anfangen, gehen sich aus dem Weg, reduzieren die Kontakte auf ein Minimum und nennen sich "Spielbubis" und "eingebildete Weiber" (vgl. Tillmann, 1992).

Nicht auszuschließen ist auch, daß sich Kinder in ihrem Alltag anders verhalten, als von ihren mehr oder weniger flexiblen oder starren Zuordnungen her zu erwarten wäre. Das gilt für ältere Kinder sicherlich in noch stärkerem Maße als für jüngere Kinder. Der soziale Druck, der von der Gruppe der gleichaltrigen und gleichgeschlechtlichen Spielfreunde ausgeübt wird und angemessenes Verhalten fordert, wächst im Verlaufe der Grundschuljahre, sodaß es den älteren Kindern immer schwerer fällt, sich nicht ihrer Geschlechtsrolle entsprechend - also flexibel oder geschlechtsuntypisch - zu verhalten. Doch auch eine soziale Situation mit umgekehrten Vorzeichen ist denkbar: Der einzige, zur Geburtstagsfeier einer Elfjährigen eingeladene neunjährige Junge wird sich vielleicht nicht starr dem männlichen Rollenstereotyp entsprechend verhalten und sich nicht absondern und zurückziehen, wenn die typischen Mädchenspiele veranstaltet werden, sondern versuchen mitzumachen und teilzunehmen, wenn es ihm von seiten der Gastgeberin und übrigen Mädchenrunde gestattet wird.

Festzuhalten bleibt, und dieser Satz besitzt Gültigkeit auch für spätere Entwicklungsabschnitte, daß die innere Geschlechtsrollenorientierung und das äußere Geschlechtsrollenverhalten durchaus voneinander abweichen können: Das tatsächlich gezeigte Geschlechtsrollenverhalten wird teilweise sicher auch mitbestimmt davon, welche Anforderungen oder Zwänge in Richtung angemessenes Verhalten jemand in einer konkreten Situation erlebt.

Zusammenfassung

"Geschlecht" stellt, wie "Alter" oder "Geschwisterzahl", eine überaus praktische Forschungsvariable dar, die i.a. ohne großen zusätzlichen methodischen Aufwand in zahlreichen Korrelationsstudien miterfaßt worden ist. Mit dem "Geschlecht" als abhängiger Forschungsvariable, die zumeist in theoretischen Teilkonstrukten und zugehörigen, aufwendigen Operationalisierungen, wie Geschlechts"identität", Geschlechts"konstanz", Geschlechts"rolle" usw., untersucht wird, verhält es sich anders. Wesentlich weniger Forschungsarbeiten haben sich mit der Frage befaßt, welche Faktoren beispielsweise die kindliche Geschlechtsrollenentwicklung beeinflussen. Aus diesem Grunde ist es nicht verwunderlich, daß sowohl Theoriebildung wie auch Methodenentwicklung und empirischer Forschungsstand den Kinderschuhen kaum entwachsen sind (vgl. Tillmann, 1990).

Die vorgelegten theoretischen Ansätze mit integrativem Anspruch haben überwiegend Desideratcharakter, lediglich in Teilbereichen existieren Konstrukte, wie z.B. Geschlechts"konstanz" oder "Geschlechtsrollenorientierung", an deren empirischer Umsetzung bereits seit einer ganzen Reihe von Jahren gearbeitet wird (vgl. z.B. Martin & Halverson, 1981, Trautner, 1991).

Was den Teilbereich bzw. die Forschungsfragestellung "familiale Einflüsse auf die Geschlechtsrollenentwicklung" betrifft, so kann zusammenfassend und vereinfachend folgendes festgehalten werden:

(1) Einflüsse, die sich auf die spätere Geschlechtsrollenentwicklung des Kindes auswirken, manifestieren sich möglicherweise schon lange vor der Geburt (z.B. elterliche Erwartungen bezogen auf das Geschlecht - und damit verbundene Eigenschaften - des ungeborenen Kindes).

(2) In unserem Kulturkreis sind Mütter in den ersten Lebensjahren ihrer Kinder i.a. in größerem Umfang mit Versorgungs- und Betreuungsaufgaben befaßt.

(3) Schon in den letzten Monaten ihres ersten Lebensjahres können Kleinkinder zwischen Frauen und Männern kategoriell unterscheiden; auf welche Hinweiszeichen sie dabei zurückgreifen, ist noch nicht vollständig geklärt (Fagot & Leinbach, 1993).

(4) Vom dritten Lebensjahr an bilden sich - zunehmend klarer und inhaltlich abgegrenzter - Geschlechtskonstanz und Geschlechtsidentität aus. Von diesem Zeitpunkt an sind auch immer deutlicher und ausgeprägter Vater-Sohn- und Mutter-Tochter-Interaktionen zu beobachten.

(5) In welcher Weise väterliche und mütterliche Einflußnahmen auf die Geschlechtsrollenentwicklung der Kinder zusammenwirken, sich z.B. wechselseitig verstärken, abschwächen oder neutralisieren, ist gegenwärtig noch weitgehend ungeklärt.

(6) Auch die systematische Analyse des Zusammenspiels elterlicher und anderer familialer (z.B. geschwisterlicher) und außerfamilialer Einflußfaktoren auf die Geschlechtsrollenentwicklung steckt noch in den Kinderschuhen.

(7) In der Regel nehmen mit dem Eintritt des Kindes in "sekundäre" Sozialisationsinstitutionen (Kindergarten, Schule) sukzessiv ab; andere Bezugspersonen (Erzieher, Lehrer, Peers usw.) und die Medien bekommen einen immer größeren Stellenwert.

Literatur

- ABRAMOVITCH, R./CORTER, C./PEPLER, D. J. & STANHOPE, L. (1986). Sibling and peer interaction: A final follow-up and a comparison. *Child Development*, 57, S. 217-229.
- ANGERER, J. (1989). Geschlechtsrollenentwicklung, Konkordanzen im Selbstkonzept und Locus of Control bei Kindergartenkindern aus wiederverheirateten, geschiedenen und intakten Familien. Graz: Universität.
- ARBINGER, R. & BANNERT, M. (1993). Computerwissen von Schülern der Sekundarstufe I. *Empirische Pädagogik*, 7 (2), S. 103-124.
- AUSTIN, A. M./SUMMERS, M. & LEFFLER, A. (1987). Fathers' and mothers' involvements in sibling communication. *Early Childhood Research Quarterly*, 2, S. 359-365.
- AUSTIN, A. M. & BRAEGER, T. J. (1990). Gendered differences in parents' encouragement of sibling interaction: Implications for the construction of a personal premise system. *First Language*, 10 (3), S. 181-197.
- BANDURA, A./ROSS, D. & ROSS, S. A. (1961). Transmission of aggression through imitation of aggressive models. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 63, S. 575-582.
- BANDURA, A. (Hrsg.) (1971). *Psychological modeling: conflicting theories*. Chicago: McNally.
- BANDURA, A. & WALTERS, R. H. (1963). *Social learning and personality development*. New York: Holt.
- BEM, S. L. (1984). Androgyny and gender schema theory: A conceptual and empirical integration. *Nebraska Symposium on Motivation*, 32, 179-226.
- BENBOW, C. P. (1990). Gender differences: Searching for facts. *American Psychologist*, 45, 988.
- BENJAMIN, J. (1991). Father and daughter: Identification with difference: A contribution to gender heterodoxy. *Psychoanalytic Dialogues*, 1, 277-299.
- BIRNS, B. (1976). The emergence and socialization of sex differences in the earliest years. *Merill Palmer Quarterly*, 22, S. 229-254.
- BLAKEMORE, J. O. (1990). Children's nurturant interactions with their infant siblings: An exploration of gender differences and maternal socialization. *Sex Roles*, 22, S. 43-57.
- BLOCK, J. H. (1976). Assessing sex-differences: Issues, problems and pitfalls. *Merill Palmer Quarterly*, 22, S. 283-308. (b)

- BRENES, M. E./EISENBERG, N. & HELMSTADTER, G. C. (1985). Sex role development of preschoolers from two-parent and one-parent families. *Merrill-Palmer Quarterly* 31, 1, S. 33-46.
- BRÜDERL, L. (1989). Entwicklungspsychologische Analyse des Übergangs zur Erst- und Zweitelternschaft. *Theorie und Forschung*, Band 86. Regensburg: Roderer.
- BRYANT, B. K & CROCKENBERG, S. B. (1980). Correlates and dimensions of prosocial behavior: A study of female siblings with their mothers. *Child Development*, 51, S. 529-544.
- CAHILL, S. E. (1980). Directions for an interactionist study of gender development. *Symbolic Interaction*, 3, 1, S. 123-138.
- COWAN, P. A./ COWAN PAPE, C. & KERIG, P. K. (1993). Mothers, fathers, sons, and daughters: Gender differences in family formation and parenting style. In: Cowan, P. A. et al. (Hrsg.): *Family, self, and society*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- DEAUX, K. & MAJOR, B. (1987). Putting gender into context: An interactive model of gender-related behavior. *Psychological Review*, 94 (3), S. 369-389.
- DEGENHARDT, A. (1982). Die Interpretation von Geschlechtsunterschieden im Spontanverhalten Neugeborener. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 14 (2), S. 161-172.
- DUNN, J. & KENDRICK, C. (1979). Interaction between young siblings in the context of family relationships. In: Lewis, M. & Rosenblum, L. (Hrsg.). *The social network of the developing infant*. New York: Plenum.
- DUNN, J. & KENDRICK, C. (1981). Interaction between young siblings: Association with the interaction between mother and firstborn child. *Developmental Psychology*, 17, S. 336-343.
- DUNN, J. & KENDRICK, S. (1981a). *Siblings: Love, envy and understanding*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- EAGLY, A. H. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale/New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.
- ELISE, D. (1991). An analysis of gender differences in separation-individuation. *Psychoanalytic Study of the Child*, 46, S. 51-67.
- FAGOT, B. I. (1978). The influence of sex of child on parental reactions to toddler children. *Child Development*, 49, S. 459-465.
- FAGOT, B. I. (1986). Changes in thinking about early sex role development. *Annual Progress in Child Psychiatry and Child Development*, 151-167.
- FAGOT, B. I., & LEINBACH, M. D. (1993). Gender-role development in young children: From discrimination to labeling. Special Issue: Early gender-role development. *Developmental Review*, 13, 205-224.

- FAGOT, B. I. & PATTERSON, G. R. (1969). An in vivo analysis of reinforcing contingencies for sex-role behavior in the preschool child. *Developmental Psychology*, 1, S. 563-568.
- FTHENAKIS, W. E. (1992). Zur Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kindes. *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik*, 37 (4), S. 179-189.
- GAVAZZI, S. M. & SABATELLI, R. M. (1990). Family system dynamics, the individuation process, and psychosocial development. *Journal of Adolescent Research*, 5, 500-519.
- GREENGLASS, E. R. (1986). *Geschlechterrolle als Schicksal*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- GROEBEL, J. & WINTERHOFF-SPURK, P. (1989). *Empirische Medienpsychologie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- HAGAN, J, SIMPSON, J. & GILLIS, A. R. (1988). Feminist scholarship, relational and instrumental control, and a power-control theory of gender and delinquency. *British Journal of Sociology*, 39 (3), S. 301-336.
- HARTLEY, R. E. (1974). Sex-role pressures and the socialisation of the male child. In: Pleck, J. H. & Swayer, J. (Hrsg.), *Men and masculinity*. New York: Prentice Hall.
- HARTMANN, A. & ROST, D. H. (1994). Haustierbesitz bei Grundschulkindern. Verbreitung, Einstellung, Interaktion. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 14 (1), S. 76-90.
- HEIN, C. & LEWKO, J. H. (1994). Gender differences in factors related to parenting style: A study of high performing science students. Special Issue: Canadian research on adolescence. *Journal of Adolescent Research* 9 (2), S. 262-281.
- HORT, B. E./LEINBACH, M. D. & FAGOT, B. I. (1991). Is there coherence among the cognitive components of gender acquisition? *Sex Roles*, 24, 195-207.
- HYDE, J. S./ESSEX, M. J. & HORTON, F. (1993). Fathers and parental leave: Attitudes and experiences. *Journal of Family Issues*, 14, 4, S. 616-638.
- INTONS-PETERSON, M. J. (1988). *Children's concepts of gender*. Norwood: Ablex.
- JACKSON, L. A./IALONGO, N. & STOLLAK, G. E. (1986). Parental correlates of gender role: The relations between parents' masculinity, femininity, and child-rearing behaviors and their children's gender roles. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 4 (2), S. 204-224.
- KANTOR, D. & LEHR, W. (1975). *Inside the family*. San Francisco: Jossey-Bass.
- KASTEN, H. (1993). *Die Geschwisterbeziehung*, Bd. 1. Göttingen: Hogrefe.

- KATZ, P. A. (1986). Gender identity: Development and consequences. In: Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The social psychology of female-male relations. A critical analysis of central concepts*. New York: Academic Press.
- KATZ, P. A. & BOSWELL, S. L. (1984). Sex-role development and the one-child family. In: Falbo, T. (Hrsg.): *The single-child family*. New York, London: Guilford Press.
- KATZ, P. A. & BOSWELL, S. (1986). Flexibility and Traditionality in Children's Gender Roles. *Genetic, Social and General Psychology-Monographs*, 112, 1, S. 103-147.
- KELLER, H. (1979). Frühsozialisation von Geschlechtsunterschieden. In: Keller, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung*. Weinheim/Basel: Beltz.
- KENDRICK, C. & DUNN, J. (1983). Sibling quarrels and maternal responses. *Developmental Psychology*, 19, S. 62-70.
- KERSHNER, J. G. & COHEN, N. J. (1992). Maternal depressive symptoms and child functioning. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 13 (1), S. 51-63.
- KOHLBERG, L. (1974). *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes*. Frankfurt: Suhrkamp.
- KROHNE, H. W./ KOHLMANN, C. W. & LEIDIG, S. (1986). Erziehungsstildeterminanten kindlicher Ängstlichkeit, Kompetenzerwartungen und Kompetenzen. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 18 (1), S. 70-88.
- LAMB, M. E. (1978). Interactions between eighteen-month-olds and their preschool-aged siblings. *Child Development*, 49, S. 51-59.
- LAMB, M. E. (1978a). The development of sibling relationships in infancy: A short-term longitudinal study. *Child Development*, 49, S. 1189-1196.
- LAMB, M. E. (1985). A comparison of "second order effects" involving parents and siblings. *Research and Clinical Center for Child Development*, S. 1-7.
- LAMB, M. E. & STEVENSON, M. B. (1978). Father-infant relationships: Their nature and importance. *Youth and Society*, 9, 3, S. 277-298.
- LEWIS, M. (1977). Socioemotional development and its relevance for curriculum. *Merrill Palmer Quarterly* 23, S. 17-28.
- MACCOBY, E. E. (1990). The role of gender identity and gender constancy in sex-differentiated development. *New Directions for Child Development*, 5-20.
- MARTIN, C. L. & HALVERSON, C. F., JR. (1981). A schematic processing model of sex typing and stereotyping in children. *Child Development* 52, S. 1119-1134.
- MERZ, F. (1979). *Geschlechterunterschiede und ihre Entwicklung*. Göttingen: Hogrefe.

- METZ-GOECKEL, S. (1988). Geschlechterverhältnisse, Geschlechtersozialisation und Geschlechtsidentität. Ein Trendbericht. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 8 (2), S. 85-97.
- METZ-GOECKEL, S./FROHNERT, S./HAHN-MAUSBACH, G. & KAUEMANN-WALTER, J. (1991). Mädchen, Jungen und Computer. Geschlechtsspezifisches Sozial- und Lernverhalten beim Umgang mit Computern. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MEULENBELT, A. (1984). Wie Schalen einer Zwiebel oder Wie wir zu Frauen und Männern gemacht werden. München: Frauenoffensive.
- MEYER, J. & SOBIESZEK, B. (1972). Effect of a child's sex on adult interpretations of its behavior. Developmental Psychology 6, S. 42-48.
- MISCHEL, W. (1976). The self as the person: a cognitive social learning view. In: Wandersman, A. et al. (Hrsg.): Humanism and behaviorism. Oxford, New York, Ontario: Basil Blackwell.
- MISCHEL, W. (1970). Sex-typing and socialization. In: Mussen, P. H. (Hrsg.): Carmichael's Manual of Child Psychology, 2. New York: Wiley.
- OAKLEY, A. (1981). Subject women. Oxford: Robertson.
- PARRY, G. (1987). Sex-role beliefs, work attitudes and mental health in employed and non-employed mothers. British Journal of Social Psychology, 26, 1, S. 47-58.
- PIAGET, J. (1972). Urteil und Denkprozeß des Kindes. Düsseldorf: Schwann.
- POERZGEN, B. (1991). Weiterentwicklungen in der psychologischen Erforschung der Geschlechtsrollendifferenzierung. Berichte aus dem Psychologischen Institut 17, 4. Saarbrücken: Universitätsverlag.
- POMERLEAU, A./BOLDUC, D./MALCUIT, G. & COSSETTE, L. (1990). Pink or blue: Environmental gender stereotypes in the first two years of life. Sex-Roles, 22 (5-6), S. 359-367.
- RADIN, N. & HAROLD-GOLDSMITH, R. (1989). The involvement of selected unemployed and employed men with their children. Child-Development, 60, 2, S. 454-459.
- ROST, D. H. & HANSES, P. (1992). Spielzeugbesitz und Spielzeugnutzung bei hochbegabten Jungen und Mädchen. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 24 (2), S. 91-114.
- SCHENK-DANZINGER, L. (1973). Entwicklungspsychologie. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- SCHEU, U. (1977). Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Frankfurt/Main: Fischer.

- SCHÜTZE, Y. (1986). Der Verlauf der Geschwisterbeziehung während der ersten beiden Jahre. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 35, S. 130-137.
- SEAVEY, C. A./ KATZ, P. A. & SALK, S. R. (1975). Baby X: The effect of gender labels on adult responses to infants. *Sex Roles* 1, S. 103-110.
- SHAW, D. S./KEENAN, K. & VONDRA, J. I. (1994). Developmental precursors of externalizing behavior: Ages 1 to 3. *Developmental Psychology*, 30 (3), S. 355-364.
- TILLMANN, K. J. (1990). Söhne und Töchter in der Familie. Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation im Jugendalter. *Pädagogik*, 42 (7-8), S. 10-15.
- TRAUTNER, H. M. (1981). Methodische Probleme der Untersuchung und Analyse von Geschlechtsunterschieden. Methodische Probleme der Beobachtung und experimentellen Untersuchung geschlechtstypischen Verhaltens. In: Degenhardt, A. & Trautner, H. M. (Hrsg.), *Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht*. (S. 182-203). München: Beck.
- TRAUTNER, H. M. (1991). Entwicklung der Geschlechtstypisierung. In: Trautner, H. M. (Hrsg.): *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie*, Bd. 2, Theorien und Befunde. Göttingen: Hogrefe.
- TRAUTNER, H. M. (1992). The development of sex-typing in children: A longitudinal analysis. *The German Journal of Psychology*, 16 (3), S. 183-199.
- TRAUTNER, H. M. (1992a). Entwicklung von Konzepten und Einstellungen zur Geschlechterdifferenzierung. *Bildung und Erziehung*, 45 (1), S. 47-62.
- VANDELL, D. L./MINNETT, A. M. & SANTROCK, J. W. (1987). Age differences in sibling relationships during middle childhood. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 8, S. 247-257.
- VASKOVICS, L. A./BUBA, H.-P./ROST, H. & SCHNEIDER, N. (1991). Kinderwunsch junger Ehepaare. In: *Forschungforum der Otto-Friedrich-Universität Bamberg*, Heft 3. Bamberg, 1991.
- WERRBACH, G. B./GROTEVANT, H. D. & COOPER, C. R. (1992). Patterns of family interaction and adolescent sex role concepts. *Journal of Youth and Adolescence*, 21 (5), S. 609-623.
- WRIGLEY, A. P. & STOKES, C. S. (1977). Sex-role ideology, selected life Plans, and family size preferences: Further evidence. *Journal of Comparative Family Studies*, 8, 3, S. 391-400.
- ZAHLMANN-WILLENBACHER, B. (1979). Kritik des funktionalistischen Konzepts geschlechtstypischer Arbeitsteilung. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. München: Beck.

Erweiterter bibliographischer Anhang

Neuere Literatur zum Thema "Geschlechtsrollenentwicklung" (Datenbasis: PSYCLIT, PSYINDEX, SOCIOFILE, ERIC)

AIOSA KARPAS, C. J./KARPAS, R./PELCOVITZ, D., & KAPLAN, S. (1991). Gender identification and sex role attribution in sexually abused adolescent females. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 30, 266-271.

AMELANG, M./AHRENS, H.J. & BIERHOFF, H. W. (Hrsg.). (1991). *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen*. Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe.

ARGYLE, M. & HENDERSON, M. (1986). *Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens*. Paderborn: Junfermann.

ASHMORE, R. D. & DEL BOCA, F. K. (Hrsg.). (1986). *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts*. New York: Academic Press.

ASHMORE, R. D. & DEL BOCA, F. K. (1986). *Toward a Social Psychology of Female-Male Relations*. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts*. (S. 1-17). New York: Academic Press.

ASHMORE, R. D./ DEL BOCA, F. K. & WOHLERS, A. J. (1986). *Gender Stereotypes*. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts* (S. 69-119.). New York: Academic Press.

Auhagen, A. E. & von Salisch, M. (Hrsg.). (1993). *Zwischenmenschliche Beziehungen*. Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe.

BAILEY, J. M./ WILLERMAN, L. & PARKS, C. (1991). A test of the maternal stress theory of human male homosexuality. *Archives of Sexual Behavior*, 20, 277-293.

BARAK, A./ FELDMAN, S. & NOY, A. (1991). Traditionality of children's interests as related to their parents' gender stereotypes and traditionality of occupations. *Sex Roles*, 24, 511-524.

BARBER, B. L. & ECCLES, J. S. (1992). Long-term influence of divorce and single parenting on adolescent family- and work-related values, behaviors, and aspirations. *Psychological Bulletin*, 111, 108-126.

BARTOL, K. M. & MARTIN, D. C. (1986). *Women and Men in Task Groups*. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts* (S. 259-310.). New York: Academic Press.

BASTINE, R. (1990). *Klinische Psychologie*. Bd. 1. Stuttgart: Kohlhammer.

- BECK-GERNSHEIM, E. (1979). Männerrolle, Frauenrolle - Aber was steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht* (S. 165-202). München: Beck.
- BEKKER, M. H. (1993). The development of an autonomy scale based on recent insights into gender identity. *European Journal of Personality*, 7, 177-194.
- BEM, S. L. (1984). Androgyny and gender schema theory: A conceptual and empirical integration. *Nebraska Symposium on Motivation*, 32, 179-226.
- BENBOW, C. P. (1990). Gender differences: Searching for facts. *American Psychologist*, 45, 988.
- BENJAMIN, J. (1991). Father and daughter: Identification with difference: A contribution to gender heterodoxy. *Psychoanalytic Dialogues*, 1, 277-299.
- BENJAMIN, J. (1992). "Father and daughter: Identification with difference: A contribution to gender heterodoxy": Reply. *Psychoanalytic Dialogues*, 2, 417-424.
- BENJAMIN, J. (1992). Vater und Tochter: Identifizierung mit Differenz. Ein Beitrag zur Geschlechter-Heterodoxie. (Fathers and daughters: Identification with a difference: A contribution to gender heterodoxy.). *Psyche - Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 46, 821-846.
- BERGMAN, A. (1987). On the development of female identity: Issues of mother-daughter interaction during the separation-individuation process. *Psychoanalytic Inquiry*, 7, 381-396.
- BERNHARD, J. K. (1992). Gender-related attitudes and the development of computer skills: A preschool intervention. *Alberta Journal of Educational Research*, 38, 177-188.
- BEZIRGANIAN, S. & COHEN, P. (1992). Sex differences in the interaction between temperament and parenting. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 31, 790-801.
- BHOGLA, S. & R, S. (1992). Development of gender constancy in Indian children. *Journal of the Indian Academy of Applied Psychology*, 18, 49-56.
- BIERHOFF-ALFERMANN (1989). *Androgynie - Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BINDEL, R. (1979). Geschlechtsunterschiede in der zerebralen Asymmetrie. In Keller, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung* (S. 126-140). Weinheim/Basel: Beltz.
- BIRKE, L. I. (1991). Geschlecht und Sexualität. Feministische Kritik biologischer Theorien. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4, 109-118.

- BISCHOF, N. (1991. 3. Auflage.). Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie. München: Piper.
- BISCHOF, N. & PREUSCHOFT, H. (Hrsg.). (1980). Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht. München: Beck.
- BLANCHARD, R. (1988). Nonhomosexual gender dysphoria. *Journal of Sex Research*, 24, 188-193.
- BLEIBERG, E./JACKSON, L. & ROSS, J. L. (1986). Gender identity disorder and object loss. *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 25, 58-67.
- BOCKTING, W. O. & COLEMAN, E. (1992). A comprehensive approach to the treatment of gender dysphoria. Special Issue: Gender dysphoria: Interdisciplinary approaches in clinical management. *Journal of Psychology and Human Sexuality*, 5, 131-155.
- BOXER, A. M. & COHLER, B. J. (1989). The life course of gay and lesbian youth: An immodest proposal for the study of lives. Special Issue: Gay and lesbian youth: II. *Journal of Homosexuality*, 17, 315-355.
- BURCH, B. (1993). Gender identities, lesbianism, and potential space. Special Issue: Women, psychoanalysis, and gender. *Psychoanalytic Psychology*, 10, 359-375.
- BURKART, G. (1994). Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- BUSSEY, K. & BANDURA, A. (1992). Self-regulatory mechanisms governing gender development. *Child Development*, 63, 1236-1250.
- CHODOROW, N. J./ROCAH, B. S. & COHLER, B. J. (1989). What is the relation between the psychoanalytic psychology of women and psychoanalytic feminism? *Annual of Psychoanalysis*, 17, 215-261.
- COATES, S. (1987). Extreme femininity in boys. *Medical Aspects of Human Sexuality*, 21, 104-110.
- COATES, S. (1990). Ontogenesis of boyhood gender identity disorder. *Journal of the American Academy of Psychoanalysis*, 18, 414-438.
- COATES, S./FRIEDMAN, R. C. & WOLFE, S. (1991). The etiology of boyhood gender identity disorder: A model for integrating temperament, development, and psychodynamics. *Psychoanalytic Dialogues*, 1, 481-523.
- COHEN, Y. (1991). Gender identity conflicts in adolescents as motivation for suicide. *Adolescence*, 26, 19-29.
- COOPER, M. (1990). Rejecting "femininity": Some research notes on gender identity development in lesbians. *Deviant Behavior*, 11, 371-380.

- DEAUX, K. & MAJOR, B. (1987). Putting gender into context: An interactive model of gender-related behavior. *Psychological Review*, 94, 369-389.
- DEGENHARDT, A. & TRAUTNER, H. M. (Hrsg.). (1981). *Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht*. München: C. H. Beck.
- DEL BOCA, F. K. & ASHMORE, R. D. (1986). Male-Female Relations: A Summing Up and Notes toward a Social-Psychological Theory. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts* (S. 311-332). New York: Academic Press.
- DEL BOCA, F. K./ASHMORE, R. D. & MCMANUS, M. A. (1986). Gender-Related Attitudes. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The Social Psychology of Female-Male Relations. A Critical Analysis of Central Concepts*. (S. 121-163.). New York: Academic Press.
- DEMBY, S. (1990). The role of the father in the son's pre-oedipal development. *Issues in Ego Psychology*, 13, 147-156.
- DICKERSCHIED, J. D./SCHWARZ, P. M./NOIR, S., & EL TALIAWY, M. S. (1988). Gender concept development of preschool-aged children in the United States and Egypt. *Sex Roles*, 18, 669-677.
- DITTMAR, H. (1991). Meanings of material possessions as reflections of identity: Gender and social-material position in society. Special Issue: To have possessions: A handbook on ownership and property. *Journal of Social Behavior and Personality*, 6, 165-186.
- DONENBERG, G. R. & HOFFMAN, L. W. (1988). Gender differences in moral development. *Sex Roles*, 18, 701-717.
- DUVEEN, G. & LLOYD, B. B. (1986). The significance of social identities. Special Issue: The individual-society interface. *British Journal of Social Psychology*, 25, 219-230.
- EAGLY, A. H. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale/New Jersey/London: Lawrence Erlbaum Associates.
- EARLY, B. P. (1992). Viewing the differential responses of boys and girls in treatment through a feminist lens. *Child and Adolescent Social Work Journal*, 9, 239-248.
- ECCLES, J. S. (1987). Gender Roles and Achievement Patterns: An Expectancy Value Perspective. In Reinisch, J. M., Rosenblum, L. A. & Sanders, S. A. (Hrsg.), *Masculinity/Femininity. Basic Perspectives* (S. 240-280). New York/Oxford: Oxford University Press.
- ECKERT, P. (1990). Cooperative competition in adolescent "girl talk." Special Issue: Gender and conversational interaction. *Discourse Processes*, 13, 91-122.
- ECKERT, R. (Hrsg.). (1979). *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. Beck'sche Schwarze Reihe; Bd. 206.. München: Beck.

- ECKERT, R. (1979). Geschlechtsrollen im Wandel gesellschaftlicher Arbeitsteilung. In: Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht* (S. 234-258). München: Beck.
- ECKERT, R. (1979). Gesellschaftliche Bedingungen der Frage nach den Geschlechtsrollen. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht* (S. 9-15). München: Beck.
- EHRHARDT, A. A. (1984). Gender differences: A biosocial perspective. *Nebraska Symposium on Motivation*, 32, 37-57.
- EHRHARDT, A. A. (1987). A Transactional Perspective on the Development of Gender Differences. In Reinisch, J. M., Rosenblum, L. A. & Sanders, S. A. (Hrsg.), *Masculinity/Femininity. Basic Perspectives* (S. 281-285). New York/Oxford: Oxford University Press.
- EHRHARDT, A. A./MEYER-BAHLBURG, H. F./ROSEN, L. R./FELDMAN, J. F., & ET AL. (1989). The development of gender-related behavior in females following prenatal exposure to diethylstilbestrol (DES). *Hormones and Behavior*, 23, 526-541.
- ELISE, D. (1991). An analysis of gender differences in separation-individuation. *Psychoanalytic Study of the Child*, 46, 51-67.
- EMLER, N. (1986). The relative significance of social identities: A comment on Duveen & Lloyd. Special Issue: The individual-society interface. *British Journal of Social Psychology*, 25, 231-232.
- ERHARDT, A. A. (1980). Prinzipien der psychosexuellen Differenzierungen. In Bischof, N. & Preuschoft, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht* (S. 99-122). München: Beck.
- FAGOT, B. I. (1986). Changes in thinking about early sex role development. *Annual Progress in Child Psychiatry and Child Development*, 151-167.
- FAGOT, B. I. & LEINBACH, M. D. (1993). Gender-role development in young children: From discrimination to labeling. Special Issue: Early gender-role development. *Developmental Review*, 13, 205-224.
- FAST, I. (1979). Developments in gender identity: Gender differentiation in girls. *International Journal of Psycho Analysis*, 60, 443-453.
- FAST, I. (1990). Aspects of early gender development: Toward a reformulation. *Psychoanalytic Psychology*, 7, 105-117.
- FAST, I. (1991). "Father and daughter: Identification with difference: A contribution to gender heterodoxy": Commentary. *Psychoanalytic Dialogues*, 1, 301-304.
- FICHTER, M. M., & DASER, C. (1987). Symptomatology, psychosexual development and gender identity in 42 anorexic males. *Psychological Medicine*, 17, 409-418.

- FILIPP, S.H. (Hrsg.). (2. Auflage 1990). Kritische Lebensereignisse. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- FISCHBACH, R. & ECKERT, R. (1979). Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Vergleich von fünf Ländern unterschiedlicher politischer und wirtschaftlicher Ordnung. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht* (S. 202-234). München: Beck.
- FOULKS, E. F. (1991). The psychoanalytic treatment of two maternally over-protected young men. *International Journal of Psycho Analysis*, 72, 427-432.
- FREUND, K., & BLANCHARD, R. (1987). Feminine gender identity and physical aggressiveness in heterosexual and homosexual pedophiles. *Journal of Sex and Marital Therapy*, 13, 25-34.
- GAVAZZI, S. M., & SABATELLI, R. M. (1990). Family system dynamics, the individuation process, and psychosocial development. *Journal of Adolescent Research*, 5, 500-519.
- GIANNANDREA, P. F. (1985). The myth of male superiority: Its biopsychosocial importance to male psychological development. *Psychiatric Annals*, 15, 715-724.
- GOOREN, L. & COHEN KETTENIS, P. T. (1991). Development of male gender identity/role and a sexual orientation towards women in a 46,XY subject with an incomplete form of the androgen insensitivity syndrome. *Archives of Sexual Behavior*, 20, 459-470.
- GREEN, R. (1986). Gender identity in childhood and later sexual orientation: Follow-up of 78 males. *Annual Progress in Child Psychiatry and Child Development*, 214-220.
- GREEN, R. & ET AL. (1986). Lesbian mothers and their children: A comparison with solo parent heterosexual mothers and their children. *Archives of Sexual Behavior*, 15, 167-184.
- GREEN, R./ROBERTS, C. W./WILLIAMS, K./GOODMAN, M. & ET AL. (1987). Specific cross-gender behaviour in boyhood and later homosexual orientation. *British Journal of Psychiatry*, 151, 84-88.
- GROEN PRAKKEN, H. (1990). Nicht sehen, nicht verstehen und die weibliche Identität. *Zeitschrift für Psychoanalytische Theorie und Praxis*, 5, 296-310.
- GROETSCHER, R. (1991). Zum "Weiblichen" und "Männlichen" in der Kultur der Geschlechter - oder: Ist Gleichwertigkeit überhaupt möglich? ("Feminine" and "masculine" in the culture of gender: or Is equal value at all possible?). *Zeitschrift für Individualpsychologie*, 16, 287-297.
- GUPTA, S. (1990). Psychosocial development in a genetic male surgically reassigned as a female at birth. *American Journal of Psychotherapy*, 44, 283-289.
- GUPTA, S. C./SINGH, H. & RASTOGI, S. N. (1988). Gender identity disorder: A case report with twelve years follow-up. *Indian Journal of Clinical Psychology*, 15, 50-55.

- HARTMAN, S. J. & HARRIS, O. J. (1992). The role of parental influence in leadership. *Journal of Social Psychology*, 132, 153-167.
- HECKHAUSEN, H. (1980). *Motivation und Handeln. Lehrbuch der Motivationspsychologie.* Berlin: Springer.
- HELLER, K. A. (1991). Geschlechtsspezifische Probleme der Begabtenförderung. In Schmidt-Denter, U. & Manz, W. (Hrsg.), *Entwicklung und Erziehung im öko-psychologischen Kontext* (S. 121-135). München/Basel: Ernst Reinhardt.
- HOCKENBERRY, S. L. & BILLINGHAM, R. E. (1987). Sexual orientation and boyhood gender conformity: Development of the Boyhood Gender Conformity Scale (BGCS). *Archives of Sexual Behavior*, 16, 475-492.
- HOFER, G. (1980). Das Phänomen "Geschlechtswechsel" - dargestellt an ethnographischen Beispielen. In Bischof, N. & Preuschoft, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht* (S. 202-215). München: Beck.
- HOLLINGER, C. L. (1988). Toward an understanding of career development among G/T female adolescents. *Journal for the Education of the Gifted*, 12, 62-79.
- HORT, B. E./ LEINBACH, M. D. & FAGOT, B. I. (1991). Is there coherence among the cognitive components of gender acquisition? *Sex Roles*, 24, 195-207.
- HUNGERFORD, J. K. & SOBOLEW SHUBIN, A. P. (1987). Sex-role identity, gender identity, and self-schemata. *Psychology of Women Quarterly*, 11, 1-9.
- HUSTON, T. L. & ASHMORE, R. D. (1986). Women and men in personal relationships. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The social psychology of female-male relations. A critical analysis of central concepts.* (S. 167-210.). New York: Academic Press.
- IGNICO, A. A. (1989). Development and verification of a gender-role stereotyping index for physical activities. *Perceptual and Motor Skills*, 68, 1067-1075.
- INSTITUT FÜR ANGEWANDTE SOZIALWISSENSCHAFT (1988). *Geschlechtsrollen im Wandel. Partnerschaft und Aufgabenteilung in der Familie.* Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit.. Stuttgart: Kohlhammer.
- JACKLIN, C. N. (1989). Female and male: Issues of gender. Special Issue: Children and their development: Knowledge base, research agenda, and social policy application. *American Psychologist*, 44, 127-133.
- JACKLIN, C. N. (1990). Female and male: Issues of gender. *Annual Progress in Child Psychiatry and Child Development*, 111-126.
- Jackson, L. A./alongo, N. & Stollak, G. E. (1986). Parental correlates of gender role: The relations between parents' masculinity, femininity, and child-rearing behaviors and their children's gender roles. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 4, 204-224.

- JOHNSON, W. B. (1993). Father uninvolved: Impact, etiology and potential solutions. *Journal of Psychology and Christianity*, 12, 301-311.
- KATZ, P. A. (1986). Gender identity: Development and consequences. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The social psychology of female-male relations. A critical analysis of central concepts.* (S. 21-67). New York: Academic Press.
- KELLER, H. (1979). Frühsozialisation von Geschlechtsunterschieden. In Keller, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung.* (S. 153-175). Weinheim/Basel: Beltz.
- KELLER, H. (Hrsg.). (1979). *Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung.* Weinheim/Basel: Beltz.
- KIRKPATRICK, M. (1990). Thoughts about the origins of femininity. *Journal of the American Academy of Psychoanalysis*, 18, 554-565.
- KIRWIL, L. (1985). Identification with social sex role in Polish children of various ages. (Trans I. Odrowaz-Pieniazek). *Polish Psychological Bulletin*, 16, 45-52.
- KLINE, B. E. & SHORT, E. B. (1991). Changes in emotional resilience: Gifted adolescent females. *Roeper Review*, 13, 118-121.
- KOBAYASHI, R. (1991). Psychosexual development of autistic children in adolescence. *Japanese Journal of Child and Adolescent Psychiatry*, 32, 1-14.
- KOSTER SANDERS, T. & GROEN PRAKKEN, H. (1988). Über die weibliche Identität und Sexualität. *Zeitschrift für Psychoanalytische Theorie und Praxis*, 3, 113-122.
- KRYZANOWSKI, E. & STEWIN, L. (1985). Developmental implications in youth counselling: Gender socialization. *International Journal for the Advancement of Counselling*, 8, 265-278.
- LEWIS, M. (1987). Early Sex Role Behavior and School Age Adjustment. In Reinisch, J. M., Rosenblum, L. A. & Sanders, S. A. (Hrsg.), *Masculinity/Femininity. Basic Perspectives.* (S. 202-226.). New York/Oxford: Oxford University Press.
- LIBEN, L. S. & SIGNORELLA, M. L. (1993). Gender-schematic processing in children: The role of initial interpretations of stimuli. *Developmental Psychology*, 29, 141-149.
- LISAK, D. (1991). Sexual aggression, masculinity, and fathers. *Signs*, 16, 238-262.
- LISH, J. D./EHRHARDT, A. A./MEYER BAHLBURG, H. F./ROSEN, L. R. & ET AL. (1991). Gender-related behavior development in females exposed to diethylstilbestrol (DES) in utero: An attempted replication. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 30, 29-37.
- LLOYD, B. & GOODWIN, R. (1993). Girls' and boys' use of directives in pretend play. *Social Development*, 2, 122-130.

- LOCHEL, E. (1990). Umgehen (mit) der Differenz. *Psyche - Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 44, 826-847.
- LÖFFLER, L. G. (1979). Die Stellung der Frau als ethnologische Problematik. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. (S. 15-60). München: Beck.
- MACCOBY, E. E. (1990). The role of gender identity and gender constancy in sex-differentiated development. *New Directions for Child Development*, 5-20.
- MANDL, H./DREHER, M. & KORNADT, H.J. (Hrsg.). (1993). *Entwicklung und Denken im kulturellen Kontext*. Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe.
- MANN, T. D. (1992). The influence of gender identity on separation related depressive phenomena in college men and women. Special Issue: College student development. *Journal of College Student Psychotherapy*, 6, 215-231.
- MARANTZ, S., & COATES, S. (1991). Mothers of boys with gender identity disorder: A comparison of matched controls. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 30, 310-315.
- MARTIN, J. & ZOEPFFEL, R. (Hrsg.). (Teilbd. 1, 1989). *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*. Freiburg/München: Alber.
- MARTIN, J. & ZOEPFFEL, R. (Teilbd. 2, 1989). *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*. Freiburg/München: Alber.
- MATSUKI, K. (1986). Gender identity in anorexic patients and their father. *Kyushu Neuro psychiatry*, 32, 133-140.
- MATTHEWS, M. H. (1986). The influence of gender on the environmental cognition of young boys and girls. *Journal of Genetic Psychology*, 147, 295-302.
- MCDUGALL, J. (1989). The dead father: On early psychic trauma and its relation to disturbance in sexual identity and in creative activity. *International Journal of Psycho Analysis*, 70, 205-219.
- MCGOWEN, K. R. & HART, L. E. (1992). Exploring the contribution of gender identity to differences in career experiences. *Psychological Reports*, 70, 723-737.
- MCGUIRE, J. (1988). Gender stereotypes of parents with two-year-olds and beliefs about gender differences in behavior. *Sex Roles*, 19, 233-240.
- MCNEILL, S. & PETERSEN, A. C. (1985). Gender role and identity in early adolescence: Reconsideration of theory. *Academic Psychology Bulletin*, 7, 299-315.

- MEANEY, M. J. (1988). The sexual differentiation of social play. *Trends in Neurosciences*, 11, 54-58.
- MEYER-BAHLBURG, H. F./FELDMAN, J. F./COHEN, P. & EHRHARDT, A. A. (1988). Perinatal factors in the development of gender-related play behavior: Sex hormones versus pregnancy complications. *Psychiatry*, 51, 260-271.
- MEYER-BAHLBURG, H. F. (1980). Geschlechtsunterschiede und Aggression: Chromosomale und hormonale Faktoren. In Bischof, N. & Preuschoft, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht*. (S. 123-145). München: Beck.
- MIHALIK, G. J. (1988). Sexuality and gender: An evolutionary perspective. *Psychiatric Annals*, 18, 40-42.
- MITTERAUER, M. (1989). Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechterrollen in ländlichen Gesellschaften Mitteleuropas. In Martin, J. & Zoepffel, R. (Hrsg.), *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*. (S. 819-914.). Freiburg/München: Alber.
- MOBERLY, E. R. (1986). Attachment and separation: The implications for gender identity and for the structuralization of the self: A theoretical model for transsexualism, and homosexuality. *Psychiatric Journal of the University of Ottawa*, 11, 205-209.
- MONEY, J. (1984). Childhood coping and adult follow-up of micropenis syndrome in a case with female sex assignment: I. *International Journal of Family Psychiatry*, 5, 317-339.
- MOTZKI, H. (1989). Dann machte er daraus die beiden Geschlechter, das männliche und das weibliche... (Koran 75:39) - Die historischen Wurzeln der islamischen Geschlechterrollen. In Martin, J. & Zoepffel, R. (Hrsg.), *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*. (S. 607-641.). Freiburg/München: Alber.
- MULLIS, R. L. & MCKINLEY, K. (1989). Gender-role orientation of adolescent females: Effects on self-esteem and locus of control. *Journal of Adolescent Research*, 4, 506-516.
- NEUENDORFF-BUB, B. (1979). Stereotype und geschlechtstypisches Verhalten. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. (S. 78-97). München: Beck.
- NICKEL, H. & SCHMIDT, U. (1978). *Vom Kleinkind zum Schulkind*. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- NINIO, A. (1987). A comparison of mothers' and fathers' beliefs concerning the timetable of cognitive development in infancy. *Special Issue: Women in Israel. Israel Social Science Research*, 5, 6-16.
- NOAM, G. G. & WOLF, M. (1987). Developmental fallacies in gender identity research: A response to Sayers. *New Ideas in Psychology*, 5, 253-260.

- OGDEN, T. H. (1987). The transitional oedipal relationship in female development. *International Journal of Psycho Analysis*, 68, 485-498.
- PAULY, I. B. (1992). Terminology and classification of gender identity disorders. Special Issue: Gender dysphoria: Interdisciplinary approaches in clinical management. *Journal of Psychology and Human Sexuality*, 5, 1-14.
- PERSON, E. S. & OVESEY, L. (1993). Psychoanalytische Theorien zur Geschlechtsidentität. (Psychoanalytic theory of gender identity.). *Psyche Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 47, 505-529.
- RAUSCH, K. (1979). Geschlechtsspezifische Vorurteile gegenüber Frauen in Strafrechtswissenschaft und Justiz in der BRD. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. (S. 97-124). München: Beck.
- REES, K. (1987). "I want to be a daddy": Meanings of masculine identifications in girls. *Psychoanalytic Quarterly*, 56, 497-522.
- REINELT, T. (1989). The effects of a scientifically objectifying (self-) understanding on the psychosexual development. *European Journal of Child and Adolescent Psychiatry Acta Paedopsychiatrica*, 52, 302-306.
- REINISCH, J. M./ROSENBLUM, L. A. & SANDERS, S. A. (1987). *Masculinity/Femininity. Basic Perspectives*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- REITER, L. (1989). Sexual orientation, sexual identity, and the question of choice. *Clinical Social Work Journal*, 17, 138-150.
- ROBERTS, C. W./GREEN, R./WILLIAMS, K. & GOODMAN, M. (1987). Boyhood gender identity development: A statistical contrast of two family groups. Annual Meeting of the Eastern Sociological Society (1984, Boston, Massachusetts). *Developmental Psychology*, 23, 544-557.
- ROHMERT, W./LUCZAK, H. & KUGLER, H. (1979). Geschlechtstypische Unterschiede aus der Sicht der Arbeitswissenschaft. In Eckert, R. (Hrsg.), *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht*. (S. 124-165). München: Beck.
- ROIPHE, H. & SPIRA, N. (1991). Object loss, aggression, and gender identity. *Psychoanalytic Study of the Child*, 46, 37-50.
- RUBLE, D. N. & STANGOR, C. (1986). Stalking the elusive schema: Insights from developmental and social-psychological analyses of gender schemas. Special Issue: Developmental perspectives on social-cognitive theories. *Social Cognition*, 4, 227-261.
- RUDOLPH, W. (1980). Geschlechterrollen im Kulturvergleich. In Bischof, N. & Preuschhoff, H. (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung. Mann und Frau in biologischer Sicht*. (S. 154-201). München: Beck.

- SAITO, K. (1988). Gender identity in adolescence. *Japanese Journal of Child and Adolescent Psychiatry*, 29, 94-97.
- SCHISLER, H. (Hrsg.). (1993). *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt/New York: Campus.
- SCHMIDT-HELLERAU, C. (1988). Über das Rätsel der Weiblichkeit. Neue Thesen zur weiblichen Entwicklung, herausgearbeitet aus dem Werk Sigmund Freuds. (The enigma of femininity: New propositions regarding female development, derived from the work of Sigmund Freud.). *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 42, 289-306.
- SCHMIDT-DENTER, U. (1988). *Soziale Entwicklung. Ein Lehrbuch über soziale Beziehungen im Laufe des menschlichen Lebens*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- SCHWARTZ, D. (1992). "Father and daughter: Identification with difference: A contribution to gender heterodoxy": Commentary. *Psychoanalytic Dialogues*, 2, 411-416.
- SCOTT, D. W. (1987). The involvement of psychosexual factors in the causation of eating disorders: Time for a reappraisal. *International Journal of Eating Disorders*, 6, 199-213.
- SEDNEY, M. A. (1987). Development of androgyny: Parental influences. *Psychology of Women Quarterly*, 11, 311-326.
- SEVERINO, S. K./MCNUTT, E. R. & FEDER, S. L. (1987). Shame and the development of autonomy. *Journal of the American Academy of Psychoanalysis*, 15, 93-106.
- SHEMESH, M. (1990). Gender-related differences in reasoning skills and learning interests of junior high school students. *Journal of Research in Science Teaching*, 27, 27-34.
- SILBEREISEN, R. K. & MONTADA, L. (Hrsg.). (1983). *Entwicklungspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. München: Urban & Schwarzenberg.
- SINGER, J. L. (1973). *The Child's World of Make-Believe. Experimental Studies of Imaginative Play*. New York: Academic Press.
- SKLAR, J. (1989). Gender identity: 50 years on from Freud. *British Journal of Psychotherapy*, 5, 370-380.
- SLABY, R. G. (1990). The gender concept development legacy. *New Directions for Child Development*, 21-29.
- SLIJPER, F. M./VAN DER KAMP, H. J./BRANDENBURG, H./ DE MUINCK KEIZER SCHRAMA, S. M. & ET AL. (1992). Evaluation of psychosexual development of young women with congenital adrenal hyperplasia: A pilot study. *Journal of Sex Education and Therapy*, 18, 200-207.
- SNAREY, J. & SON, L. (1986). Sex-identity development among kibbutz-born males: A test of the Whiting hypothesis. *Ethos*, 14, 99-119.

- STAINES, G. L. WITH THE COLLABORATION OF LIBBY, P. L. (1986). Men and women in role relationships. In Ashmore, R. D. & Del Boca, F. K. (Hrsg.), *The social psychology of female-male relations. A critical analysis of central concepts.* (S. 211-258.). New York: Academic Press.
- STANGOR, C. & RUBLE, D. N. (1987). Development of gender role knowledge and gender constancy. *New Directions for Child Development*, 5-22.
- STRAYER, J. (1985). Current research in affective development. Special Issue: The feeling child: Affective development reconsidered. *Journal of Children in Contemporary Society*, 17, 37-55.
- TAKIGAWA, K. (1988). Sexual issues and adolescence. *Japanese Journal of Child and Adolescent Psychiatry*, 29, 97-104.
- TAYLOR, R. D. & CARTER, D. B. (1987). The association between children's gender understanding, sex-role knowledge, and sex-role preferences. *Child Study Journal*, 17, 185-196.
- TERMAN, D. M. (1985). The self and the Oedipus complex. *Annual of Psychoanalysis*, 12, 87-104.
- TRAUTNER, H. M. (1981). Methodische Probleme der Untersuchung und Analyse von Geschlechtsunterschieden. *Methodische Probleme der Beobachtung und experimentellen Untersuchung geschlechtstypischen Verhaltens.* In Degenhardt, A. & Trautner, H. M. (Hrsg.), *Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht.* (S. 182-203). München: Beck.
- TYRELL, H. (1989). Überlegungen zur Universalität geschlechtlicher Differenzierung. In Martin, J. & Zoepffel, R. (Hrsg.), *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann.* (S. 37-78.). Freiburg/München: Alber.
- VANDENBERG, S. G. (1987). Sex Differences in Mental Retardation and Their Implications for Sex Differences in Ability. In Reinisch, J. M., Rosenblum, L. A. & Sanders, S. A. (Hrsg.), *Masculinity/Femininity. Basic Perspectives.* (S. 157-171.). New York/Oxford: Oxford University Press.
- VASKOVICS, L. A. (Hrsg.). (1982). *Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung.* Stuttgart: Enke.
- VOGEL, C./VOLAND, E. & WINTER, M. (1981). Geschlechtstypische Verhaltensentwicklung bei nicht-menschlichen Primaten. In Degenhardt, A. & Trautner, H. M. (Hrsg.), *Geschlechtstypisches Verhalten. Mann und Frau in psychologischer Sicht.* (S. 145-181). München: Beck.
- VON SALISCH, M. (1991). *Kinderfreundschaften.* Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe.

- Voss, H.G. (1979). Geschlechtsunterschiede in kognitiven Fähigkeiten und Prozessen. In Keller, H. (Hrsg.), Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung. (S. 175-211). Weinheim/Basel: Beltz.
- VOSS, H.G. & KELLER, H. (Hrsg.). (1981). Neugier-Forschung. Grundlagen - Theorien - Anwendungen. Weinheim: Beltz.
- WAGNER, J. W. L. (1991). Freundschaften und Freundschaftsverständnis bei drei- bis zwölfjährigen Kindern. Sozial- und entwicklungspsychologische Aspekte. Berlin/Heidelberg: Springer.
- WELLNER, U. & BRODDA, K. (1979). Zur Biologie der Geschlechtsdifferenzierung. In Keller, H. (Hrsg.), Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung. (S. 93-126). Weinheim/Basel: Beltz.
- WINTERMANTEL, M. (1979). Geschlechtstypische Unterschiede im Sprachverhalten. In Keller, H. (Hrsg.), Geschlechtsunterschiede. Psychologische und physiologische Grundlagen der Geschlechterdifferenzierung. (S. 140-153). Weinheim/Basel: Beltz.
- ZAHLMANN-WILLENBACHER, B. (1979). Kritik des funktionalistischen Konzepts geschlechtstypischer Arbeitsteilung. In Eckert, R. (Hrsg.), Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung: Mann und Frau in soziologischer Sicht. (S. 60-78.). München: Beck.
- ZWINGMANN, C. (1962). Zur Psychologie der Lebenskrisen. Frankfurt a. M.: Akademische Verlagsgesellschaft.